180



Blätter aus Prevorst.

Erste Sammlung.



Blätter aus Prevorst.

Erste Sammlung.

Blätter aus Prevorst.

Originalien und Lesefrüchte

für

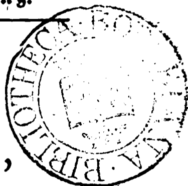
Freunde des innern Lebens

mitgetheilt

von dem Herausgeber

der Seherin aus Prevorst.

Erste Sammlung.



Karlsruhe,

Druck und Verlag von Gottlieb Braun.

1831.

Geht, Blätter! auf dem Markt der Welt
An stillen Herzen nur vorüber
Und weilt dafür bei jenen lieber,
Die Weltsinn noch in Banden hält!

Weckt sie aus ihrer sichern Ruh!
Laßt schauen sie was sie erreichen,
Wenn einst der Sarg ob ihren Leichen
Schlägt scheidend seinen Deckel zu!

Sucht nicht der Menge Gunst und Lohn!
Sucht nicht zu ruh'n im weichen Frieden!
Laßt willig euch die Galle bieten,
An Lorbeers Statt die Dornenkron!

Vorrede.

In gegenwärtiger Zeit, wo Alles in vollen Kämpfen nach Außen begriffen ist und einzig in freier bürgerlicher Bewegung das Heil des Lebens zu finden wähnt, sind Anmahnungen an das innere, unvergängliche Leben, sollten sie auch an Tausenden unvernommen vorüberhallen, ein wohl nicht ganz überflüssiges Versuchen.

Das Treiben der Menschen, ist es nicht auf das Wahre, Schöne und Gute, auf das Heilige, das Reich Gottes gerichtet, wie ist es doch immer ein eitles Thun!

Und wohin geht jetzt der Meisten Rennen? In Wahrheit! nicht nach dem Reiche Gottes, sondern nach dem Reiche dieser Welt, nach äußerer, irdischer Freiheit: nicht nach innerer, geistiger: nach dem Sich geltend machen geht es auf diesem Haufen von Staub.

„Ego sum!“ ist das Symbol auf der Fahne der Menge, sie seie weiß, roth, schwarz oder blau.

Was nützt dir, o Mensch! alle Entfesselung von Außen, aller Bändiger Sturz und Vertreibung, bist du in deinem Innern in Banden der Welt und des Bösen befangen, bist du bürgerlich frei, aber in dir geistig ein Sklave?

Einst gab es Menschen, die in Mitten der Kernacht, in Fesseln und Zwang, in der Marter ihrer Peiniger, frei und fröhlich waren, wie je einer, der seine Fesseln zerriß und in die Burg seines Treibers die Brandfackel warf, das waren die Märtyrer und Heilige vergangener Zeit, die uns in unserem jetzigen gläsernen Thun wie ein

Traum, wie eine Dichtung, wie eine Lüge vorkommen, aber sie waren vorhanden, und sie sind dem keine Dichtung, der nur einmal in die Tiefen des innern Lebens geschaut. Das waren die, so durch Gottesminne und Verläugnung der Welt, sich die einzige, ewige Freiheit errangen, die Freiheit, die kein Tirann der Erde, wär er auch noch so mächtig, zu schmälern vermag.

Aber hättest du dir auch, o Mensch! durch all die Kämpfe nach Außen einen noch so lustigen Wohnsitz auf dieser Erde, ein noch so ungestörtes, freies Besitzthum, erstritten, mußt du doch am Ende, verläßt dich dein Leib, ausrufen:

„Sehet an der Welt Spiel! Ich hatte einen Schatten umfangen, ich hatte einen Traum gemählet, ich hatte den Wahn besessen. Eya! wo nun des Wahnes Bild, des Traumes Gelübde, des Schattens Gestalt? Hätte ich dich, Frau Welt, nun tausend Jahre besessen, wie wäre es nun als ein Augenblick dahin! Deiner Natur

Eigenschaft ist ein Dahinscheiden. Ich wähnte, ich hätte dich umfangen, — ach! wie bist du mir nun verschwunden! der dich nicht vorher läßt; den lässest aber du!"

Durchgehe, o Mensch! die Geschichte der Erde mit der Chronik der Seuchen und Erdrevolutionen in der Hand, und erkennen wirst du auch, wie so oft über der Verständigsten Denken und Dafürhalten, über stolzer Könige Schalten, über zügelloser Völker Beginnen, ein unabwendbares Schicksal dahinfährt, Leichen auf Leichen, Trümmer auf Trümmer thürmt, und all das eitle Menschenmeinen zunichte macht.

So kann es auch in jetziger Periode geschehen, und dafür sind schon Zeichen da.

Die Welt wird euch bald Alle verlassen. —

Im Innern aber ist eine Freistätte eröffnet, der selbst die Elemente nichts anthun, ein sicherer, unzerstörbarer Port dem, der aus ihm den

gefährlichsten Tirannen, den Fürsten der Welt und des Bösen vertrieb.

Nach diesem letzten, einzigen Zufluchtsorte schaut euch bei Zeiten im Getümmel der Welt um, den macht euch vor Allem frei: denn hier nur ist euer wahres, ewiges Vaterland! —

Nach diesem Vaterlande, dieser Freiheit, möge auch den Leser der Inhalt dieser Blätter weisen, und sie sollen neben Erörterungen für das innere Leben überhaupt, auch noch Manches enthalten, was zur Erläuterung und Bestätigung der Eröffnungen der Seherin von Prevorst über das innere Leben und das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsere, dient.

Beitritt und thätige Theilnahme Wohlwollender wird mit Vergnügen angenommen, aber Mittheilungen aus dem Gebiete des innern Schauens, namentlich Geistererscheinungen, könnten keine andere als beglaubigte, oder durch die Person glaubwürdige, aufgenommen werden. Nach Zeit

und Umständen werden dieser ersten Sammlung noch andere in unbestimmten Zwischenräumen nachfolgen.

Weinsberg im Februar 1831.

J. K.

Inhalt.

Aphorismen
über
Freiheit und inneres Leben
von Prof. Eschenmeyer.

Vorwort.

Die Urtheile über die Seherin von Prevorst möchten schon ein Bändchen füllen, wenn sie alle zusammengestellt würden. Die meisten lassen sich in mißbilligendem Tone hören. Bald drücken sie ein Bedauern aus, daß der Dichter und der Philosoph von einem Weib sich haben irre führen lassen, bald brechen sie in Vorwürfe aus, welche in den Capiteln der Mystik, der Schwärmerei und des Aberglaubens schon lange parat liegen, bald kommt es zu derben Seitenhieben, wie z. B. von Hegel in der neuesten Ausgabe der Enzyklopädie in folgender Stelle: „Die, welche im ausschließlichen Besitz der Christlichkeit „zu seyn versichern und von Andern diesen Glauben an „sie fordern, haben es noch nicht so weit gebracht, Teufel

„auszutreiben, vielmehr viele derselben, wie die Glaubigen an die Seherin von Prevorst, thun sich „etwas darauf zu gut, mit Gesindel von Gespenstern in „gutem Vernehmen zu stehen, und Ehrfurcht vor dem„selben zu haben, statt diese Lügen eines widerchristlichen, „knechtischen Aberglaubens zu verjagen und zu verbannen.“

Bald liefern sie lange und breite Raisonnements über Visionen, Selbsttäuschungen, Künste des Betrugs und über Leichtglaubigkeit, bald bekritteln sie die Thatsachen, bald parodiren sie die Geschichte wie Tiek in der Novelle der Wundersüchtigen. Nimmt man noch diejenigen hinzu, die ich in den Mysterien anführte, so werden sich wohl mehrere Dutzende an einander reihen lassen.

Aber auch Reden wurden dagegen gehalten, wie z. B. von Krug in Leipzig, und noch von Einem bei einer feierlichen Gelegenheit, wobei man aber im Zweifel ist, ob die Entstellung der Thatsachen oder die Abgeschmacktheit der Einwürfe am größten ist. Es gibt Redner, die gewöhnlich in dem Zwergfell der Zuhörer ihr Echo oder Ego suchen und den Ernst der Sache übersehen. Nachdem über diese Geschichte Männer wie Schubert, Görres, v. Meyer, v. Bader, Menzel, Carové, Fichte, Kieser, Zeller, Strauß u. A. sich mehr oder weniger ausgesprochen und die Geschichte in eine wissenschaftliche Kritik gezogen haben, ist es der Würde weit mehr gemäß, zu prüfen, statt Späße zu

machen. Die niedrigen Geister jener Welt und die kleinen Geister dieser Welt stehen einander ganz nahe, und daraus entspringt Aerger, Haß, Neid und Eifersucht gegen einander.

Den Geistererscheinungen ergeht es wie den Stimmen aus der Höhe. Um das Menschenwort und die Menschenrede zu bilden, (eine solche Anstalt soll auf den Bergen Sinai und Tabor Statt finden!) müssen die Gasen aus den Felsklüften und die Winde auf den Berghöhen Grammatik lernen zum Artikuliren und Construiren, — und so müssen, damit Geister geglaubt werden, alte Oefen rauchen, die Fallen an alten Thüren von selbst aufgehen (wohl zu merken, in einem neugebauten Hause), Fensterrahmen schwellen, auch Balken brechen und Urkunden (welche, was wohl zu merken, seit mehreren Jahren unverrückt in den Akten lagen) untergeschoben werden. Und nun fragt sich, welches ist ein größeres Mirakel, — die Gasen und Winde durch ein physisch-chymisches Experiment zur Menschenstimme und zum Menschensinne abzurichten, oder anzunehmen, daß Menschen die Gewohnheit, viel zu plappern, auch nach dem Tode noch fortsetzen? Nach einem gewissen Unsterblichkeits-Prinzip steht die Seele noch über den Imponderabilien und kann auf eine uns nicht erklärbare Weise sich am Körper leichter oder schwerer machen, sie gleicht insofern der Schwimmblase der Fische, welche das Gesetz der spezifischen Schwere

im Auf- und Niedertauchen ganz in ihrer Gewalt haben, oder auch der Luft in den Knochen der Vögel, die ohne Zweifel ihr ein expensibles Prinzip zum Fluge beimischen. Uebrigens ist dieser Gedanke nicht ganz uneben; denn das Moralgesetz, zufolge dessen jede Seele nach Maßgabe des spezifischen Gewichts ihrer Anekdoten, Neigungen und Grundsätze nach dem Tode an einen bestimmten Ort und in bestimmte Gesellschaft von selbst gezogen wird, hat Vieles gemein mit dem Gesetz der spezifischen Schwere.

Indessen sind der Strafen nach dem Tode mancherlei, und schon das Alterthum gab herrliche Mythen davon, wie Sisyphus mit dem Stein, Ixion mit dem Rade, die Danaiden mit dem Fasse, Prometheus mit dem Geier ꝛc.; aber immer sind die Sträfen so eingerichtet, daß die Seele durch die Einsicht in ihre eigene Nichtigkeit zur Besserung gelangt. So verfallen, um ein Beispiel zu geben, diejenigen Seelen, welche während des Lebens die moralische Natur nicht höher setzten als die physische und jene aus dieser erklärten, in die Strafe des endlosen Haspels, welcher die Einrichtung hat, daß, so viel und so lange man auch abhaspeln mag, das Garn immer gleich bleibt. Anfangs zwar glauben die Empiriker, sie wollten schon damit fertig werden, und haspeln aus allen Leibeskräften drauf los, allein das Garn bleibt immer gleich und nimmt um keinen Faden ab. Sie sinnen zwar nach und probiren alle physische Hypothesen aus dem

reichen Schatze des Erfahrungswissens, um dieser fatalen Mechanik auf die Spur zu kommen, aber es gelingt nicht. Darüber vergehen nicht nur Jahre, sondern Jahrhunderte, und sie haspeln immer noch fort, allein das Garn bleibt immer sich gleich. Endlich nach unzähligem fruchtlosem Bemühen regen sich Stimmen aus der Tiefe der Seele, welche verkünden, daß man an ein höheres Prinzip und an höhere Gesetze als die physischen glauben müsse, und daß der endlose Haspel eine gerechte Strafe für Witzlinge und Spötter sey. Zuletzt werden diese Seelen aufs neue im Glauben an den allgemeinen Welterlöser unterrichtet, und besonders auch darin, daß die Stimmen, wovon die h. Schrift redet, wirklich vom Himmel kamen. Wie sie nun anfangen zu glauben, werden sie von der peinlichen Arbeit des Haspels entlassen, sehen aber mit inniger Zerknirschung ein, wie sehr sie sich in ihren schnellen Seligkeitsprojecten getäuscht und geschadet haben. Zu der Seherin von Prevorst kamen unter andern auch Geister mit Surren und Schnurren, wie wenn eine Kirchenuhr abliefe; dieß war das Treiben des endlosen Haspels, denn diese Strafanstalt ist in der andern Welt sehr bevölkert, indem das, was man diesseits Organisiren nennt, jenseits Haspeln genannt wird.

Manche der erwähnten Kritiker haben sicher das Buch von der Seherin nicht gelesen; denn alle diejenigen, welche schon zum Voraus das Verdammungsurtheil im

Sinne haben, durchblättern es nur, um einiges Futter für ihr Raisonnement zu sammeln; Andere lesen es zwar, richten aber ihre Blicke nicht auf die Hauptpunkte, halten sich vielmehr an Außerwesentliches, was keinen Ausschlag gibt, auf welche Wagschale es fällt.

Für Alle aber gibt es nur folgende einfache Antwort: „Der Dichter und der Philosoph lassen sich das, was sie „selbst gesehen, gehört, gefühlt, geprüft und durch evidente „Beweise bestätigt gefunden, weder durch ein besonnenes „noch unbesonnenes Raisonnement nehmen, fordern viel„mehr von jedem Andern eine Selbstprüfung, sind aber „bescheiden genug, ihren Glauben Niemand aufdringen „oder auch nur für ein wesentliches Moment einer Heils„lehre halten zu wollen, sind aber auch keck genug, seine „moralische Tendenz gegen Andere zu vertheidigen, und „überzeugt, daß nicht nur nichts Widerchristliches und „Knechtisches, sondern vielmehr etwas Freichristliches „darin zu finden ist. Sie glauben an ein inneres Leben „der Seele und an eine höhere Anschauung des Geistes, „welche beide im gewöhnlichen Zustand verschlossen blei„ben, in außerordentlichen Fällen aber sich erschließen, „und wie der Silberblick der ganz im Feuer durchläuter„ten edeln Metalle auf Momente sich offenbaren, um „dann auf lange Zeit wieder zu verschwinden. Die an„dern Dichter und Philosophen haben's noch nicht begriffen. „Jene mögen das Schöne in Natur- und Charakterzeich-

„nungen novelliren und ihre Ideale durch Bild und Ge-
„fühl beleben, aber die Substanz des Schönen tritt
„nur in den Typen des Lebens selbst heraus und ergießt
„sich in veredelte und verklärte Formen; das Gefühl
„öffnet seinen Wunderkreis in lauter neuen Zeugungen
„und das Ideal wird selbst zum lebendigen Bild. Diese
„aber, nämlich die Philosophen, steigern ihre Begriffe
„bis zum Absoluten und bringen Alles in ein scharfsin-
„niges System, aber die Ideen gewinnen dadurch keine
„Substanz; denn sie vermögen weder eine Divination,
„noch eine geistige Correspondenz in die Ferne, kein Fern-
„sehen, kein Fernwirken, kein Eindringen in die Eigen-
„schaften der Dinge und in die Nervenmittelpunkte Anderer
„hervorzubringen. Hier liegt eine Gesammtkraft, die der
„Wille sich nicht aneignen kann, und die nur unter den
„seltensten Bedingungen sich äußert. In unserem abfälligen
„Leben wirkt der Wille zerstreuend und kann seine freie
„Kraft nicht sammeln. Nur dann, wenn alle Potenzen:
„Geist, Seele und Leib, in ihre Mittelpunkte der Integri-
„tät erhoben werden, können solche Erscheinungen sich zei-
„gen. Nicht Denken und Wissen, nicht Fühlen und Wollen
„vermögen es zu bewirken; nur der durch Glauben und
„Schauen emporgehaltene Geist wird in jenes magische
„Verhältniß versetzt, wo das Wort zugleich Kraft
„und That ist."

Was die Geistererscheinungen betrifft, so wird uns das

Publikum wohl aufs Wort glauben, daß wir mit ihm über die Nichtigkeit solcher Wesen gleiche Ueberzeugung hatten, aber nach den bis zur geschichtlichen Evidenz erhobenen Thatsachen mußte sich jene Ueberzeugung in den Glauben an die Sache umändern, wollten wir anders nicht dem Tag sein Licht abstreiten. Dieß geschah bei mir mit um so weniger Widerstreben, als es mir gelang, auch eine Reihe innerer Gründe für das Daseyn einer Geisterwelt aufzufinden. Diese Gründe liegen größtentheils in dem wichtigen Unterschied zwischen Moral- und Naturgesetzen, — ein Unterschied, der in seiner ganzen Stärke erst nach dem Tode sich äußern kann, wovon ich in den Mysterien schon sprach, aber auch in diesen Blättern noch weitere Rechenschaft geben werde.

Hier nur eine Hindeutung auf die Wichtigkeit der Sache für die philosophische Reflexion:

Wenn wir im Tode Fleisch und Bein und alle sinnlichen Formen mit ihren Naturgesetzen abstreifen, so bleibt doch noch das unzerstörbare Moralgesetz in Geist und Seele und ihren unsinnlichen Formen übrig. Nun denke man nach, wie eine solche Verfassung beschaffen seyn mag?

Man setze einmal den Fall: „Ein Mensch habe in den „ihm dargebotenen Wahrheiten und Geboten von Moral „und Religion seinen Geist ungeübt gelassen, dagegen „seine Seele voll gefüllt mit Irrthümern, falschen

„Neigungen, falschen Grundsätzen und besonders falschen „Seligkeitsprojecten, die er sich nach dem Maas „seiner Intelligenz selbst fabrizirte, ferner — er habe sich „völlig angesaugt an die Welt und hänge in Wünschen, „Begierden und Suchten, wie Ehr-, Ruhm- und Gewinn-„sucht, mit tausend Wurzeln an ihr, — was soll jetzt „nach dem Moralgesetz aus dieser Seele nach dem Tode „werden? — Offenbar nichts andres, als das, was sie „aus sich selbst gemacht hat, d. h. eine von Wahrheit „und Religion verlassene und ganz noch an der „Welt hängende Kreatur, die jetzt erst, nach „dem Abfall der Sinnlichkeitsformen und Natur-„verhältnisse, die große Nichtigkeit und Armuth „all ihres Denkens, Fühlens, Wollens und Han-„delns an sich selbst erfährt.“

Der Uebergang von der sinnlichen Form zur unsinnlichen ist bei solchen Kreaturen kein großer Schritt, da sie immer noch mit dem ganzen Seelentrieb an der Welt und ihren falschen Lehren hängen und nicht los werden können. Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz. Nimmt man hiezu noch einige Sätze aus der Lehre vom Lebens-geist, oder, wie ihn die Seherin nennt, Nervengeist, der, wie er während des Lebens schon die unsinnliche Form zwischen Leib und Seele bildet, auch nach dem Tode mit der Seele vereint bleibt, so liegt die Wahrscheinlichkeit einer noch übrig gebliebenen physischen Verwandtschaft sol-

cher niedrig stehenden Kreaturen mit der Welt ganz nahe, aber in einer für beinahe alle Menschen insensibeln Sphäre, die jedoch unter den seltenen Bedingungen, unter welchen die Seherin in Beziehung auf Geist, Seele und Leib stand, sensibel und mittheilbar werden kann.

Nehmen wir hiezu noch den Thatbestand, der für die Ohren- und Augenzeugen zur höchsten Evidenz, deren überhaupt das Geschichtliche fähig ist, sich erhebt, so ist der Lärm, den die sogenannten Helden der Aufklärung darüber aufschlagen, ohne alle Bedeutung. Wer den großen Unterschied zwischen Naturgesetz und Moralgesetz nicht fühlt, der kann freilich seinen Blick nicht in eine Verfassung erweitern, wie sie nach dem Tode eintreten wird und muß. Er steht mit seinen sinnlichen Formen vor einem dichten Vorhang, den er nicht zu lüpfen vermag, und schließt, wie alle Empiriker, von dem Nichtsehen und Nichthören auf das Nichtdaseyn, obgleich die geringsten Folgerungen ihn belehren könnten, daß die unsinnlichen Formen eben so wahr sind als die sinnlichen.

Würden wir auf der Erde schon die Seelen von ihrer Fleischeshülle entblößt wahrnehmen können, so daß uns ein Blick in ihre innere Verfassung gestattet wäre, so würden wir über die vielen komischen und baroken Gestalten eben so gewiß lachen, als vor den vielen Scheusalen zurückschaudern. Nun ist aber nach einem ganz wohlthätigen

Gesetz die Naturhülle ein allen Seelen gemeinschaftlicher Mantel, der im Leben ihre moralischen Ungleichheiten dem Anblick entzieht, damit Alle neben einander verträglich und mit gleicher Freiheit ihr Leben ausbilden können. Anders aber ist es nach dem Tode, wo dieser Mantel abgeworfen ist; da tritt die moralische Ungleichheit bildlich und in einer der Verfassung der Seele angemessenen Form heraus, und man erkennt sogleich, weß Geistes Kind die Kreatur ist. Der Gegensatz spricht sich hauptsächlich zwischen Verklärung und Licht einerseits und zwischen Mißform und Verdunklung andrerseits aus, während der Nervengeist den im Leben gehabten plastischen Typus auch nach dem Tode noch nachbildet.

Und nun noch eine Bemerkung: Ich gebe in den Aphorismen einige Skizzen über menschliche Freiheit und inneres Leben, wovon ich glaube, daß wenigstens mehrere Momente die Philosophie zu ihrer Simplifikation, die sehr Noth thut, aufnehmen könnte. Seitdem ich durch die Geschichte der Seherin und wohl auch durch ihren Umgang in manche intellectuelle Richtungen gezogen wurde, nehme ich Freiheit und inneres Leben anders, als ich es vorher nahm, und habe noch keine Ursache gehabt, es zu bereuen. Denn noch nie sah ich das Bild der Wahrheit so stark ausgedrückt, als in dem Leben dieser Frau. Der Philosoph berichtet uns wohl auch von dem, was er in seinem Innern wahrgenommen, und übersetzt das, was

er im Original gefunden, in die Begriffe und Bilder, und theilt es uns in der Sprache mit. Wir erhalten aber dadurch nur ein todtes, gegliedertes System, das, in uns lebendig zu reproduziren, nur schwer und unvollkommen gelingen kann. Ein Anderes aber ist es, wenn sich das innere Leben der Seele und des Geistes, welches dem Begriff unzugänglich ist, selbst aufschließt und nun in Kraft und Fülle des Originals und, unvermittelt durch Wort und Sprache, selbst in die Erscheinung heraustritt. Dann erst finden wir, wie sehr die Philosophie inzwischen zurückgeblieben ist, um auch jene Phänomene in ihrer Urquelle zu erfassen, wovon das Buch der Seherin gedrängt voll ist.



Aphorismen.

1. Das Prinzip der Freiheit und die praktische Freiheit sind wohl zu unterscheiden; das Erste ist dem Menschen verliehen, um das Zweite damit zu erwerben.

2. Das freie Prinzip ist transszendent, d. h. nicht nur über alle Naturbegriffe, sondern auch Seelenkräfte und ihre Produkte erhaben; Es ist nur dem Geiste inwohnend, und dieser empfängt es als eine unmittelbare Gabe Gottes an den Menschen.

3. Durch Verleihung des freien Prinzips hat der Mensch etwas Ebenbildliches mit Gott erhalten, indem er dadurch in seiner relativen Sphäre auch Urheber, Ordner und Regierer ist, wie Gott in seiner absoluten Sphäre.

4. Die Wesenheit Gottes ist, um nur ein schwaches Bild zu brauchen, eine unermeßliche Flamme, aus der Er jedem erschaffenen Geist in seinem großen Reiche einen Funken mittheilt, und dieser Funke ist das freie Prinzip.

5. Der Mensch ist nicht frei, weil er Vernunft, Gemüth und Willen hat, sondern umgekehrt. Der Mensch hat Vernunft, Gemüth und Willen, weil ihm Gott das Prinzip der Freiheit verliehen hat.

6. Das freie Prinzip ist für die Seele die höchste Potenz, welche sie erst in Stand setzt, die Freiheit auch praktisch, d. h. actu, zu erwerben.

7. Nicht im Denken, nicht im Fühlen, sondern im Wollen offenbart sich der Charakter des freien Prinzips. Im Denken des Wahren herrscht das Gesetz über die Freiheit, im Fühlen des Schönen sind sie einander gleich, im Wollen des Guten hingegen herrscht die Freiheit über das Gesetz. Das Denken ist nur dann frei zu nennen, wenn der Wille hinzutritt, um den Gedanken ihre Richtung zu geben.

8. Die Freiheit ist kein Begriff, auch kein Gefühl, sondern ein lebendiger Akt, welchen der Geist aus dem ihm verliehenen göttlichen Funken jeden Augenblick dem Willen mittheilt.

9. Die Freiheit ist eine Causalität, die nicht aus einem vorher bestimmten Grunde, sondern, wie Jakob Böhme sagt, aus einem Ungrunde hervorgeht.

10. Durch die göttliche Gabe des freien Prinzips wird der Geist erst zum Geist; Es ist die unerschöpfliche Quelle von geistigem Leben, was den Geist ewig, und die Seele, weil sie vom Geiste gezogen wird, unsterblich macht.

11. Das Bewußtseyn unserer Freiheit stammt nicht aus dem Begriff, auch nicht aus dem Gefühl, sondern aus dem unmittelbaren Innewerden des lebendigen Akts, der aus dem Geiste sich im Mittelpunkt der Seele, d. i. im Ich reflektirt.

12. In dem Gewissen liegt der unverwerfliche Zeuge und Bürge der Freiheit, welcher laut genug zum Menschen spricht: „Du hättest anders handeln sollen und können." Das Sollen und Können sind im freien Prinzip identisch, weil der höhere Befehl des Geistes, nämlich das Sollen, mit der Unabhängigkeit der Seele von allen Bestimmungsgründen, mithin das Können, in Eins zusammenfällt.

13. Das freie Prinzip, als unmittelbares Innewerden des lebendigen Akts des Geistes, kann nie Objekt philosophischer Reflexion werden, weßwegen alle Systeme der Freiheit nur den erstorbenen Begriff der Freiheit, aber das darin wohnende Leben nicht erfassen, das alle Begriffe übersteigt.

14. Die in den Begriff gefaßte Freiheit ist die letzte Abschattung des aus dem Geiste ausstrahlenden Lichts, wie etwa das in den Wasserspiegel einfallende Bild nur die Abschattung ist von dem lebendigen Bild, das sich im Wasser reflektirt.

15. Der göttliche Funke der Freiheit schafft sich aus dem Ungrund, der für uns ein Mysterium ist, erst einen Grund, in welchem er seine Herrschaft über die ganze Innen- und Außenwelt behauptet.

16. Im freien Prinzip liebt der Geist nur sich selbst, weil alles Andere, was zur Immanenz der Seele gehört, ja selbst das Wahre, Schöne und Gute, geringer ist, als der göttliche Funke der Freiheit.

17. Indem der Geist sich im freien Prinzip liebt, liebt er zugleich seine Ebenbildlichkeit mit Gott und wird nach dem streben, was Christus in der Bergpredigt sagt: „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel.“

18. Es gibt eine wahre und eine vorgespiegelte Freiheit.

Die wahre Freiheit entsteht, wenn sich das freie Prinzip mit den Ideen befreundet und sich in ihrem urbildlichen Leben substantialisirt, woraus die moralische Freiheit hervorgeht.

19. Die moralische Freiheit ist jedoch nur die erste Reinigung und Läuterung des Willens, die zweite liegt über die Ideen hinaus im Heiligen und in der christlichen Wiedergeburt.

20. Die vorgespiegelte Freiheit ist die Willkühr, die sich von den Ideen entfernt, und ins abbildliche Leben niedergeht. Die Befriedigung aller Wünsche, Begierden und Leidenschaften, die Erfüllung aller Plane, die in die Welt gehen, ist nur eine scheinbare Freiheit, weil alle diese Werthe negativ sind.

21. Was unter die Einheit fällt, sind Brüche und gehören zur Vielheit. Alle Wünsche, Begierden, die in die Welt gehen, sind Brüche, die die Einheit aufheben. Unter Vielem wählen zu können, ist ein Wahn der Freiheit, weil alle Werthe nichtig sind. Die wahre Freiheit sucht das Positive, das höchste Positive ist aber nur Eins. Daher gibt es nur einen Weg zum Heil, aber unzählig viele zum Verderben.

22. Die Meinung, daß der Mensch demjenigen Zug folgen müsse, wo die meisten Gewichte hinziehen und das Uebergewicht hinfalle, ist der spekulative Wahn, der die Freiheit den Bestimmungsgründen unterordnet und sie wie andere Dinge unter ein Naturgesetz stellt, so daß sie nicht mehr Freiheit, sondern Abhängigkeit ist.

23. Das freie Prinzip im Ich ist gerade das, was das Moment des Ausschlags unter den ziehenden Gewichten in seiner Gewalt hat, und jeden Augenblick das Uebergewicht auf einer Seite aufheben und der andern zutheilen kann.

24. Die Eigenschaft, die ziehenden Gewichte an der Wage beliebig zu verrücken, ist die relative Wahlvollkommenheit, welche der Schöpfer aus seiner absoluten dem Menschen verliehen hat.

25. Die relative Wahlvollkommenheit ist an sich unbegreiflich; denn könnte sie in Begriffe gefaßt werden, so wäre eine Gleichung von ihr möglich, aber dann hörte sie auf, Freiheit zu seyn und würde wie jedes andere Ding unter die Naturbegriffe gesetzt.

26. Die Wahlvollkommenheit ist eine transzendente Größe von unendlicher Ordnung und unendlich vielen Wurzeln und darum über alle menschliche Gleichung erhaben. Eine solche unendliche Größe haben wir nöthig, um alles Endliche im Denken, Fühlen und Wollen aus ihr abzuleiten.

27. Gewissen und Glaube versichern uns von der wahren Freiheit, Klugheit und Willkühr halten uns die falsche vor.

28. Wenn Christus sagt: „Die Wahrheit wird „euch frei machen," so meint er nicht die logische oder metaphysische, sondern die Wahrheit im Heiligen, wie Er selbst erklärt: „Ich bin die Wahrheit, dein Wort (Vater!) „ist die Wahrheit."

29. Es gibt Potenzen der Wahrheit: 1) das Wahre an sich, nämlich des Begriffs oder logische, 2) das Wahre im Schönen, nämlich des Gefühls oder ästhetische, 3) das Wahre im Guten, nämlich des Wollens oder moralische. Das Vollkommenste aber ist das Wahre im Heiligen, nämlich des Gewissens und Glaubens oder religiöse; und dieß ist allein die freimachende Wahrheit, alle übrigen sind mehr oder weniger bindend oder gebunden.

30. Die Wahl zwischen Gutem und Bösem, wenn sie der wahren Freiheit anstrebt, wird keineswegs durch selbst entwickelte Vernunftprinzipien, Ideale und Imperative entschieden, sondern der Geist selbst öffnet sich der Seele im Spiegel des Gewissens und zeigt ihr im Wort des Glaubens den Himmel, wo allein die wahre Freiheit wohnt.

31. Im Wort der Wahrheit kommt zum freien Prinzip im Menschen noch die Lehre von dem guten Gebrauch der Freiheit und von dem Verbote ihres Mißbrauchs, und jetzt erst knüpft sich an die Freiheit Schuld und Verdienst und das ganze Gewicht der Zurechnung.

32. Warum entscheidet sich der Mensch so selten für das Gute und so oft für das Böse? Antwort: 1) weil er sein Gewissen und das Wort der Wahrheit nicht fragt, 2) weil der abgefallene Geist verdunkelt ist und die Kraft und

Einheit des Zusammenhangs verloren hat, und 3) weil der Mensch durch Verschiebung der nichtigen Vernunftformeln und der klugen Verstandesmaximen den lebendigen Zeugen der Freiheit im Gewissen übertäubt.

33. Geist und Seele haben in dem großen Organismus zwei verschiedene Sphären und verschiedene Mittelpunkte, aber der des Geistes ist der universelle und herrschende der der Seele ist der spezielle und untergeordnete.

34. Der Geist hat drei Funktionen vor der Seele voraus: 1) Die Funktion des freien Prinzips, 2) die Funktion des geistigen Schauens, und 3) die Funktion der Einung der Ideen, oder die Harmonie der Ideen.

35. Durch das freie Prinzip ist der Mensch nicht nur Herr der Erde, sondern, was noch mehr ist, Bürger des Himmelreichs und Glied der Geisterwelt in unendlicher Progression. Den göttlichen Funken kann keine Macht zerstören, nur Gott kann ihn wieder zurücknehmen, wie er ihn gegeben hat.

36. Im Schauen geht dem Menschen das geistige Auge auf, das gegen das Heilige sich richtet; es empfängt aus einer höhern Sonne das Licht, wie das leibliche Auge aus der irdischen. Der Geist aber ist nur im Genusse dieser Strahlen, nicht im Besitze, gerade wie der leibliche Mensch aus der irdischen Sonne wohl Licht und Wärme empfängt, aber nicht im Besitze der Sonne ist.

37. Das geistige Schauen, wenn es sich abwärts kehrt,

ist ein Durchleuchten der Natur und der Seele. Je freier dieses Schauen wird, desto mehr öffnet sich ihm der göttliche Plan der Natur und der Weltgeschichte.

38. Durch die Harmonie der Ideen faßt der Geist das Wahre, Schöne und Gute in Eins zusammen, und diese Einheit ist nun auch sein Besitz. Darum erkennt er auch den weiten Abstand zwischen dem Heiligen, das ihm wie eine himmlische Sonne entgegen leuchtet, und zwischen der Einheit der Ideen, in deren Besitz er ist. Aus Jenem strahlt auf ihn die christliche Offenbarung herab, in diesen offenbart er sich selbst der Seele.

39. Das Heilige ist nicht zu fassen, — es liegt zu hoch für den Begriff und das Prinzip, zu hoch für das Gefühl und Ideal, zu hoch für das Wollen und Streben. Nicht das Wissen gibt Kunde von ihm, sondern das Schauen des Geistes.

40. Im Wissen ist das Heilige dunkle Nacht, im Glauben ist es Morgenröthe, im Schauen ist es heller Tag.

41. Wird das Heilige ins Wissen gezogen, so erscheint es als Reflex der Denkformen, wird profanirt und büßt seine Würde ein. Im Glauben hingegen geht es als Ahnung einer höhern Welt in uns ein, im Schauen aber entfaltet es sich als geistiges Reich.

42. Die drei erwähnten Funktionen sind die Potenz des Geistes, aber übt er sie auch aus? — Nein, weil er durch den Abfall verdunkelt ist, und nur durch die christliche Redintegration wieder zu dem verlornen Gute (Pa-

dies) gelangen kann. Ohne die Aufschlüsse des Evangeliums wäre es unmöglich, von diesen Funktionen auch nur zu reden, weil der abgefallene Geist sie nie in seinem philosophischen Bewußtseyn finden könnte; dem Christen aber sind sie klar.

43. Dem Geiste ist das Gebiet der Seele untergeordnet, und in ihr erst sondern sich die Funktionen: Denken, Fühlen und Wollen ab, welche die Seele den Ideen zur Aufnahme entgegenbietet. In der Seele ist nämlich die Harmonie der Ideen aufgelöst und diese durchströmen sie in drei Strahlen, so daß das Wahre, Schöne und Gute für sich bestehen und erkannt werden.

44. Die Ideen an sich betrachtet bilden in der Seele die ziehende Kraft, Alles, was wir Denken, Fühlen und Wollen nennen, mit sich zu identifiziren. Diese Identifikation ist für das Wahre an sich das höchste Prinzip, für das Schöne an sich das höchste Ideal, und für das Gute an sich das höchste Glück. Ihre Einheit ist dem Geiste anerschaffen, aber um ihrer bewußt zu werden, müssen sie durch die Funktionen der Seele zur Entwicklung gelangen.

45. Zur Entwicklung der Ideen hat die Seele einen Stoff nöthig, an welchem sie mit Bewußtseyn die Reconstruction derselben vornehmen kann. Diesen Stoff empfängt sie aus der Natur, aus dem Leben und der Verbindung mit Wesen gleicher Art, oder überhaupt aus der Objectivität, die sich als physische, organische und geistige Ordnung darstellt.

einer relativen Wahlvollkommenheit sich erhebt. Denn gerade auf der Zwergaxe der Hyperbel läßt sich keine Ordinate ziehen, was andeutet, daß das Ich auf seinem Standpunkt unabhängig und frei von jedem Verhältniß geworden ist.

52. Die Sphäre des Ichs bleibt übrigens immer individuell, wenn gleich Wissen und Seyn auf beiden Seiten ins Unendliche sich verlaufen. Wie die Hyperbel, auf beiden Seiten unendlich, dennoch an eine Gleichung ($y^2 = px + \frac{px^2}{a}$) gebunden ist und ihre Funktion nicht überschreiten kann, so kann auch das Ich nie aus dem Kreise seiner Individualität heraustreten und seine höchste Gleichung zwischen Wissen und Seyn überschreiten, wohl aber kann es seinen ganzen Kreis dem über ihm liegenden Centrum des Geistes näher rücken oder auch noch mehr von ihm abweichen. Die Annäherung geht gegen das urbildliche Leben der Ideen, die Abweichung geht gegen das abbildliche Leben der Erscheinungswelt.

53. Je mehr das Ich dem Geiste näher rückt, desto kürzer wird die Axe und desto mehr nähern sich die Brennpunkte dem Mittelpunkt, und desto inniger wird die Sub-Objektivität. Dürfen wir nach diesen Schlüssen nicht annehmen, daß die wahre Integrität des Menschen in dem Einswerden des Ichs (der Seele) mit dem Geiste bestehe?

54. Für diejenigen, welche hier schon im Geiste leben,

verkürzt sich die Axe und die Seele wird nach dem Tode immer ähnlicher dem Geiste; Ihr Wissen wird Schauen und ihr abbildliches Leben geht ins Urbildliche über.

Für diejenigen hingegen, die hier der Welt leben, verlängert sich die Axe, und die Brennpunkte von Wissen und Seyn rücken ins Unbestimmte aus einander, während zugleich die Entfernung des Ichs vom Geiste immer größer und größer wird, so daß die Seele sich zuletzt ganz verleiblicht und verweltlicht und ihr Urbild ganz aus den Augen verliert.

55. Wer die beiden Kreise der Seherin von Prevorst, nämlich den Sonnenkreis und den Lebenskreis, mit ihrem Wechselverhältniß zu würdigen versteht, wird die Sub-Objectivität auf gleiche Weise darin ausgedrückt finden, so daß jene Sätze hier nur eine weitere Ausführung erhalten. Auch kommt dem Gedanken, den sie äußerte, daß im höhern Leben die Seele immer ähnlicher dem Geiste werde, während im niedern Leben der Geist verdunkelt seye, der Weltverstand aber (die Seele) alle Macht an sich reiße, das anschauliche Bild der Hyperbel sehr treffend entgegen.

56. Der Geist liegt über der Individualität des Ichs und ist über jede Gleichung erhaben. Er ist vielmehr der Beherrscher aller Functionen und aller Gleichungen, deren die Schnitte der Konen fähig sind, während das Ich von allen äußern Verhältnissen zwar frei, aber durch seine innere Verhältnisse gebunden erscheint.

57. Wenn gleich das gebrauchte Bild der Hyperbel bei weitem nicht zureicht, alle die Verhältnisse des Geistes und der Seele in sich aufzunehmen, so gewährt es doch für manche Functionen des Ichs, welche die Philosophie lange genug vernachlässigt hat, eine sichere Anschauung. Und in der That! Wenn einmal ein Mathematiker kommt, der die schöne Gleichungen seiner Kurven ins Geistige zu übersetzen vermag, so wird er die Philosophie, die gar häufig Unvereinbares zusammenmischt, gewiß beschämen. Alle unsere Seyn und Systeme des Wissens müssen zuletzt dem Schauen des Geistes in einem organischen Bilde sich darstellen, in welchem das Wahre, Schöne und Gute das reinste Leben in sich ausdrücken. Wenn einst unser Glaube zum Schauen wird, dann wird sich auch dieses Leben vor uns entfalten, indessen müssen wir uns mit einzelnen Anschauungen begnügen, die das Ganze nur unvollkommen in sich abspiegeln.

58. In dem Ich substantialisirt sich das freie Prinzip zur practischen Freiheit; die practische Freiheit aber besteht darin, daß das Sich selbst bestimmen von allen Bestimmungsgründen, die aus dem Seyn und Wissen abstammen, unabhängig ist. Wenn das Sich selbst bestimmen einen wahren Sinn haben soll, so müssen wir zugeben, daß das Ich das Uebergewicht aller Bestimmungsgründe in sich aufheben, sich in die Indifferenz aller Richtungen jeden Augenblick zurückversetzen und von da aus eine neue Richtung wählen oder vielmehr das Moment des Ausschlags an der Wage der ziehenden Gewichte nach Belieben geben kann.

59. Die Spontaneität ist eine schöpferische, jeden Augenblick sich erneuernde, nicht aus einem vorhergehenden Grunde, sondern vielmehr aus einem Ungrunde hervorquellende Causalität. Diese Entstehung, da sie außer dem Kreise aller Naturbegriffe und aller Gleichungen liegt, ist allerdings für uns unbegreiflich, aber eben hier liegt in der Unbegreiflichkeit eine ewige Wahrheit. Das Mysterium, das in der menschlichen Freiheit liegt, soll uns an das ewige Mysterium in Gott mahnen, damit wir unterlassen, unsere nichtigen Begriffe und Vernunftformeln als Maßstab an Ihn anzulegen.

Was wir in uns aufbringen können an Prinzipien, Idealen und Eigenschaften, hat in Beziehung auf die Würde Gottes nur den Werth der Differentiale, welche verschwinden wie der Tropfen im Ozean.

60. Practisch wird die Freiheit, wenn das freie Prinzip in allen Richtungen ins Leben eingeht; aber überall ist das Leben in Gegensätze gestellt, und in Bezug auf Freiheit ist es hauptsächlich der Gegensatz zwischen Gutem und Bösem.

61. Wo Gegensatz ist, da ist die Wahl möglich, aber die Freiheit steht über der Wahl. Wie das Wesen nicht anders sichtbar ist, als in den Formen, die es in der Erscheinung annimmt, so ist die Wahl die Form der Freiheit, unter welcher sie sich in das Leben einbildet.

62. Der Mensch ist zwischen zwei Züge hineingestellt, der Eine geht gegen den Geist und den Himmel, der

Andere gegen den Leib (Sinnlichkeit) und die Welt. Nur im Ersten ist die Wahrheit der Freiheit, d. i. die Tugend, im Zweiten ist die Lüge der Freiheit d. i. die Willkühr.

63. Wäre der Mensch nicht abgefallen, so wären die zwei Züge nicht ungleich gegen einander. So aber ist durch den Abfall ein Uebergewicht in den Zug gegen die Welt gekommen und dieser wirkt wie die Schwere mit um so größerer Kraft, je nähet der Wensch dem Mittelpunkt der Welt kommt, wo der Fürst der Welt seinen Thron aufgeschlagen hat. Der Unterschied ist nun groß; dem Zug in die Welt zu folgen ist keine Mühe, wir dürfen uns ihm nur gerade überlassen; Aber um so mehr Kampf erfordert der Zug nach oben, weil der Mensch die moralische Schwere überwinden muß.

64. Wer einen größern Horizont für das Licht gewinnen will, muß die hohen Berge erklimmen und mit unsäglicher Anstrengung das ganze Gewicht des Körpers gegen den Zug der Schwere emportragen; Allein, was hat er damit erreicht? Nichts als einen dürren unfruchtbaren Felsenboden, für den die ausgedehnte Aussicht doch nicht als Entschädigung erscheint. Ganz anders verhält es sich mit dem, der herabsteigt ins üppige Thal, das zu lauter Genüssen einladet; Er hat nicht nur keine Mühe, sondern die Schwere erleichtert ihm seinen Gang von selbst.

65. In dem erwähnten Unterschied liegt nun auch die durch den Abfall entstandene Ungleichheit. Der

gefallene Mensch steht jetzt unter der Herrschaft der Welt, er liebt das üppige Thal und den mühelosen Genuß.

Wie wenige sind es nun, die ihre freie Kraft gebrauchen, um die Reize der Welt zu besiegen und den Kampf zu bestehen, welchen der Zug nach Oben erfordert?

66. Die ganze Menschheit lag in dieser Ungleichheit unkräftig und widerstandlos. Darum kam und mußte kommen ein Beistand von höherer Hand, welcher den Zug in die Welt schwächte und nicht nur ihren Fürsten besiegte, sondern auch das Verderben des mühelosen Genusses aufdeckte und den Menschen auf die schönen Hoffnungen der Zukunft und auf die reiche Ernte des Himmels hinwies. Jene höhere Hand hob den Menschen auf jene Höhe empor, wo die Kraft des Willens frei und nicht mehr dem Zug in die Welt unterthan ist, so fern der Mensch sich von jener höhern Hand ziehen lassen will.

67. Mit und in dieser Befreiung durch die höhere Hand liegt nun auch für die menschliche Wahl Böses und Gutes, Schuld und Verdienst, Strafe und Belohnung offen da, und die vollkommenste Zurechnung wird dem Menschen mit Recht aufgebürdet, wie Christus zu den Pharisäern sagt: „Wäre ich nicht gekommen, hätte auch nicht „gelehrt und nicht die Werke gethan, die kein Anderer vor „mir gethan hat, so hättet ihr keine Sünde, so aber könnet „ihr nichts zu eurer Entschuldigung vorwenden.“

68. Die Wahrheit der Freiheit kann der Mensch erreichen, wenn die Seele an dem gegebenen Stoffe, der

ihr aus Welt, Leben und Geschichte zufließt, vermittelst der Ideen sich reinigt und läutert, und das Freimachen der Wahrheit kann er erreichen, wenn er sich zum Heiligen aufschwingt und das Wort im Glauben festhält. Um dieser Entwicklung willen mußte der Mensch, so wie er ist, in eine Welt, so wie sie ist, gesetzt werden.

69. Die Welt hat zweierlei Werthe in sich: Hebt der Mensch sein Auge auf in das All und verehrt in ihm die Wunder der Allmacht, — sucht er das Wahre in ihren Gesetzen und Systemen, das Schöne in ihren Typen und Lebensformen, das Gute im göttlichen Plan ihrer Geschichte, und lernt er an ihr die Verherrlichung Gottes, so verwendet er die Welt zu seinem Nutzen, und diesen Zweck hat der Schöpfer in sie gelegt.

70. Verliert hingegen der Mensch das All aus den Augen und richtet seinen Blick niederwärts auf das Fleckchen Erde, so verkehrt er die wahre Ansicht der Welt. Alsdann nimmt die Erde als das Differential des Universums alle seine Sorgen und Wünsche, seine Bedürfnisse und Hoffnungen in Anspruch. Statt daß der Mensch die Welt in sich vergeistigen und an ihr sich zu den Ideen erheben sollte, verweltlicht er sich in ihr, und statt daß er ihr Herr seyn sollte, wird er ihr Sclave und eine Beute ihrer finstern Macht.

71. Der Organismus der Seele ist vom Organismus des Geistes wohl zu unterscheiden. Ueber Wissen und Glauben liegt das Schauen, über der individuellen Freiheit des Ichs liegt die universelle Freiheit des Geistes und über den Ideen, die sich, in der Seele abgesondert, dem Denken,

Fühlen und Wollen darbieten, liegt ihre Einheit im Centrum des Geistes. Das Bild der Hyperbel zeigt uns, wie der Geist über die Gleichung von Wissen und Seyn sich erhebt, in welcher das Ich befangen ist.

72. Die Ideen haben ihre Organe oder Heerde in der Seele. Das höchste Organ für das Wahre ist die Vernunft, für das Schöne die Phantasie und für das Gute der reine Wille. Alle drei stehen in einer Potenzenreihe, so daß das Gute schon das Wahre und Schöne in sich hat, das Schöne zwar das Wahre aber nicht das Gute, das Wahre des Begriffs aber weder das Schöne noch das Gute in sich faßt.

73. Die Philosophen, welche wähnen, der Begriff könne das Schöne und Gute ganz in sich fassen, berauben sie gerade ihrer höhern Momente; Sie berauben das Schöne seiner Wärme und Fülle, welche nur das Gefühl erfaßt, und das Gute des lebendigen Acts der Freiheit, welchen nur der Wille aufnimmt. Für beide hat der Begriff keine Gleichung.

74. Das Denken und Wissen kann wohl das Wahre aus dem Schönen und Guten herausfinden und dasselbe in einen Schematismus bringen, aber es kann die Functionen des Schönen und Guten, nämlich Gefühl und Willen, nicht in sich reproduziren. Wer wissen will, was schön ist, muß es an sein Gefühl halten, und wer wissen will, was gut ist, muß sein freies Moment lebendig im Willen reproduziren.

75. Die Scholastik, welche gewohnt ist, Alles in die Vernunft hinein zu pfropfen und den Begriff zum Herrn der Welt zu machen, verkennt sowohl das höhere Gebiet des Geistes als die innere Natur des Schönen und Guten. Fühlen und Wollen sind keine Reflexe des Denkens, und Schönes und Gutes keine Coeffitienten des Begriffs, sondern vielmehr höhere Exponenten desselben.

76. Wenn ein Philosoph den sich selbst denkenden Begriff und die sich selbst wissende Idee als Höchstes setzt, so muß doch gefragt werden, ob er einem solchen Prozeß schon zugesehen habe, „wie ein Begriff sich selbst „denke und eine Idee sich selbst wisse?" Die Meinung war bisher, daß der Geist es sey, welcher seine Idee wisse und die Seele in der Function der Vernunft oder des Verstandes es sey, welche ihren Begriff denke, und daß eben darin Geist und Seele höher stehen, als Idee und Begriff. Letztere Behauptung ist wesentlich von der Erstern unterschieden.

77. Soll die Vision einer sich selbst wissenden Idee und eines sich selbst denkenden Begriffs möglich seyn, so muß der Philosoph nicht nur über Begriff und Idee, sondern auch über Seele und Geist seinen Standpunkt wählen, um jenem Prozeß zuzusehen und das Gesehene uns mitzutheilen. Auch abgesehen davon, daß wir eine solche Vision auf Gutglauben annehmen können, wenn wir Lust haben, so liegt jedenfalls der merkwürdige Satz darin: „Ist Gott „die sich selbst wissende Idee oder der sich selbst denkende „Begriff, so steht der Philosoph über Gott oder hat ihn

„wenigstens in seinem Angesicht," — ein Satz, der einem Axiom gleichkommt.

78. Ein sich selbst denkender Begriff, der nicht in Geist oder Seele gesetzt wird, ist eine unmögliche Größe. Setzen wir, daß der Begriff als Denkendes und das Sich selbst als Gedachtes, mithin Subjekt und Objekt in Eins zusammenfallen, was der erwähnte Satz postulirt, so heben sie einander völlig auf, weil sie beide gleich groß sind, und es kann weder Denkendes noch Gedachtes mehr unterschieden werden. Es muß daher noch ein Drittes nothwendig angenommen werden, welches das Gleichseyn oder Einswerden des Denkenden und Gedachten wahrnimmt, — ein Drittes, das außer Beiden sich befindet. Welches ist nun dieses Dritte?

79. Wer in dem anschaulichen Bilde der Hyperbel die Stellung des Ichs auf der Mitte der Zwergaxe zwischen den Brennpunkten von Wissen und Seyn betrachtet, der findet in ihm dieses Dritte. Das Ich als absolut identische Größe, was ihm durch das freie Prinzip mitgetheilt wird, vermittelt Wissen und Seyn in einer relativen Identität, so daß das wissende Ich auch zugleich das Seyende wird, und doch noch im Absolutidentischen ein Auge übrig ist, welches die relative Identität von Wissen und Seyn anschaut und insofern sich selbst in beiden Modifikationen erkennt.

80. Die Gabe des freien Prinzips, ursprünglich von Gott dem Geiste anerschaffen und über Wissen und Seyn

erhaben, wird im Ich der absolutidentische Punkt, der alle Gegensätze von Wissen und Seyn ausgleicht, aber nie sich selbst zum Gegensatz wird. Der Satz des Selbstbewußtseyns: „Ich weiß, daß ich bin,“ ist nur dadurch möglich, daß die beiden Modifikationen des Ichs als Wissendes und Seyendes an dem freien Prinzip des Ichs, das das Absolutidentische ist und in Ewigkeit nie in eine Modifikation gezogen werden kann, zu einer relativen Identität d. h. zu einem Gleichgewicht gelangen. Darin liegt das ganze Geheimniß des Selbstbewußtseyns, was mit Recht ein Geheimniß genannt wird, weil das freie Prinzip in seiner innern Natur ewig für uns ein Mysterium ist und bleiben wird.

81. Noch läßt sich ein anderes Bild aus der mathematischen Anschauung, die zwar nicht höher aber doch sicherer ist als die philosophische, herbeiziehen:

So lange Denkendes und Gedachtes außer einander sind, so sind sie, wie die Coordinaten einer Curve x und y in allen ihren veränderlichen Werthen der Gleichung unterworfen; Sobald sie aber in Eins zusammenfallen, so werden sie, wie die Coordinaten in dem Scheitelpunkt der Curve, (wenn dieser Punkt der Anfang der Abscissen ist) $= 0$, und beide verlieren ihren Werth. Dieß ist der Fall bei der Annahme eines sich selbst denkenden Begriffs, wo Denkendes und Gedachtes auch in Einen Punkt zusammenfallen und $= 0$ werden.

82. Ueberschreitet aber vollends der Begriff als Den-

kendes seine Sphäre, was der Fall ist, wenn er das Heilige und Göttliche erfassen will, so wird das Gedachte unmöglich, gerade wie bei der Abscisse x, wenn sie den Scheitelpunkt der Curve überschreitet, die Ordinate y unmöglich wird, wie die Quadratwurzel einer negativen Größe.

83. Eine sich selbst wissende Idee und einen sich selbst denkenden Begriff gibt es nicht und kann es nicht geben; aber einen Geist, der seine Idee weiß und sich selbst im Verhältniß zu ihr erkennt, und eine Seele, die ihren Begriff denkt und sich selbst im Verhältniß zu ihm wahrnimmt, gibt es. Nur ein stufenweises Sich selbst vernehmen, welches in der Gradation unserer Seelenfunktionen liegt, bildet unsere Selbsterkenntniß.

84. Die Gradation unserer geistigen Funktionen läßt sich auf folgende Weise darstellen: „Das Denkende in „uns vernehme, was im Vorstellen ist, das Wissende vernehme, was im Denken ist, und das Schauende vernehme, was im Wissen ist." Auf diese Weise kommt der Prozeß der Selbsterkenntniß zu Stande, indem jedesmal die höhere Potenz die niedere in sich aufnimmt, wodurch dann Seele und Geist die innere Natur ihrer Funktionen analysiren kann. Die Natur des Vorstellens, Denkens und Wissens liegt schon entwickelt im Schauen des Geistes, und der Philosoph, der sich auf diesen Standpunkt zu erheben vermag, wird uns davon Kunde geben; aber eine Gränze vermag er auch nicht zu überwinden, nämlich die Natur des Schauens wieder in eine höhere

Funktion aufzunehmen. Dieß ist für den Geist selbst eine unmögliche Größe.

85. Nicht der Philosoph erschaut seinen Geist und seine Seele, — denn wie vermöchte er etwas Verschiedenes von beiden zu seyn! sondern Geist und Seele offenbaren sich selbst in allen ihren Funktionen, und reflektiren sich in jenen identischen Punkt, der im Mittelpunkt des Seelenorganismus zum Ich wird. Das Wesen des freien Prinzips als göttlicher Funke ist für die ganze Geisterwelt das Sichselbstsetzen oder, wie es Schelling ausdrückt, Selbstaffirmation, für uns zwar unbegreiflich, aber als Factum unumstößlich.

86. Das sichselbstsetzende Ich hat absolute Identität, ist aber zugleich das ewig Vermittelnde von Wissen und Seyn in relativer Identität. Das wissende Ich ist das subjective, das seyende Ich das objektive, das sich selbstsetzende Ich aber, das eben, weil es sich selbst setzt oder affirmirt, von allem Andern unabhängig und selbstständig ist, ist allein das freie Ich.

Der Mensch führt alles, was er denkt, fühlt, will und handelt, auf sein Ich zurück und erkennt sich in unzähligen Modifikationen, aber allen diesen veränderlichen Werthen des Ichs muß ein unveränderlicher zum Grunde liegen, damit in dem Sichselbst noch eine Unterscheidung möglich ist. Diese Unterscheidung ist gegeben in der Beziehung von Wissen und Seyn zum freien Prinzip des Ichs, denn jene Werthe sind einer Gleichung unterworfen, das freie Prinzip aber ist über alle menschliche Gleichung

erhaben; ferner sind jene Werthe nur relativ identisch, das freie Ich aber ist absolut identisch, diese beide aber stehen in der Unterscheidung wie Endliches zum Unendlichen.

87. Schon Schelling hat mehrere dieser Sätze in seinem Identitäts-System vorgebracht, aber sie mußten dazumal noch unfruchtbar bleiben, 1) weil die Sphäre des Geistes von der der Seele noch nicht geschieden und die Stellung des Ichs zum Geiste noch nicht ausgemittelt war, 2) weil das freie Prinzip in seiner mysteriösen Natur noch nicht als göttlicher Funke erkannt war, 3) weil eben die relative Identität von Wissen und Seyn in ihrer Beziehung zu dem Absolutidentischen im freien Prinzip des Ichs noch nicht begriffen war und 4), weil das Ganze noch nicht in einer geistigen Anschauung zusammengefaßt war, wozu das Bild der Hyperbel nun eine schöne Anleitung gibt, obgleich noch Vieles zurückbleibt, was eben, weil es transzendent ist, sich in keine geometrische Anschauung bringen läßt.

88. Zugleich erhellt daraus, daß, weil im Ich schon ein Absolutidentisches ist, nicht die geringste Befugniß vorhanden ist, dieses Prädikat auf Gott zu übertragen und ihn als Potenz des Ichs zu setzen. Unser Absolutes ist ein bloses Differential für die Würde Gottes, so gewiß als der göttliche Funke des freien Prinzips nur ein Differential des göttlichen Wesens ist; und so gewiß als der Lichtstrahl nur ein Differential der Sonne ist. Es thut Noth, die Anwendung solcher Formeln in ihrer Richtigkeit für

Gott darzustellen, damit die Philosophie einmal dem Christenthum den Eingang gestattet, von dem wir einen Andern als spekulativen Gott empfangen.

89. Eine andere Wahrheit aber erhellt aus den obigen Sätzen. Da das Ich in eben dem Maas, als es mit seinem System dem Geiste näher rückt, zugleich auch in ein engeres und innigeres Wechselverhältniß mit den Brennpunkten von Wissen und Seyn gesetzt wird, so läßt sich endlich ein Zustand denken, in welchem die individuelle Freiheit des Ichs in die universelle des Geistes sich auflöst und die Brennpunkte von Wissen und Seyn ihre Gegensätze im Mittelpunkte aufheben, so daß die Seele dem Geiste gleich wird. Dieß ist der Zustand der wahren Integration, in welchem alle die untergeordneten Funktionen der Seele aufhören, dafür aber das Schauen des Geistes das Göttliche zu erfassen vermag, welches allein der Zustand der Seligkeit ist.

90. Noch lassen sich folgende Prozesse ableiten: Bildet das freie Ich seine Gleichung mit sich als Indifferenz aus, so entsteht das Selbstgefühl, bildet es seine Gleichung mit Wissen und Seyn aus, so entsteht das Selbst-Bewußtseyn oder das Wissen des Selbst von dem Seyn, bildet es in den Modifikationen von Seyn und Wissen die besondern Gleichungen, so entsteht die Selbsterkenntniß, bildet es hingegen seine Gleichung zwischen dem Zuge in den Geist und in die Welt aus, so entsteht die Selbstgesetzgebung.

91. Dieß ist der Evolutionsprozeß.

Ohne Selbstgefühl kein Selbstbewußtseyn, ohne Selbstbewußtseyn keine Selbsterkenntniß und ohne Selbsterkenntniß keine Selbstgesetzgebung. Aber dennoch hört hier die Entwicklung noch nicht auf, weil über diesen noch ein höheres liegt, wovon später die Rede seyn wird.

92. Das freie Ich hat insofern vier Hauptrichtungen: Eine in die Sphäre des Seyns oder Objektivität, die andere in die Sphäre des Wissens oder Subjektivität, die dritte in sich selbst oder in die Sphäre der Indifferenz und die vierte in die Sphäre des Geistes.

93. Denken wir uns den Menschen, wie er im gewöhnlichen Leben denkt, fühlt und handelt, so sehen wir ihn in die unzähligen Richtungen gestellt, welche ihm aus den unendlichen Peripherieen des Seyns, des Wissens, der Indifferenz und des Geistes zuströmen. Dieß ist das empirische Ich, wie es als Person mitten in der Welt steht und in dem stetigen Flusse sowohl seiner Gedanken, Gefühle und Entschlüsse als auch fremder Einwirkungen befangen ist. Dennoch steht das Ich, wenn es sich zur Wahrheit der Freiheit ausbildet, selbstständig und unabhängig von allen innern und äußern Einwirkungen da, und vermag sich jeden Augenblick frei zu bestimmen.

94. Sucht hingegen der Mensch die Mittel- oder Brennpunkte jener Sphären auf, um ihren Zusammenhang zu finden und sie in Systemen auszubilden, so wird das empirische Ich ins philosophische Bewußtseyn erhoben, welches den Standpunkt der Ideen behauptet und aus den Mittel- oder Brennpunkten in die Periphe-

rieen schaut. Die Philosophie ist alsdann nichts anders als die Abbildung und Beschreibung des Originals, in welchem sich Geist und Seele selbst offenbaren. Der Philosoph übersetzt das, was er in jenen Mittelpunkten wahrnimmt, so gut er kann, in die Sprache und das System.

95. Die vielen philosophischen Systeme, die eben, weil es ihrer viel sind, einseitig und irrthümlich sind, rühren nicht nur daher, daß sie statt der Mittelpunkte nur Nebenpunkte auffassen und nach ihnen das Ganze bestimmen, sondern weit mehr daher, daß sie das Centrum des Geistes, in welchem der Zusammenhang aller Systeme liegt, gar nicht kennen.

96. Die neuere Scholastik schlägt ihren Thron in dem Mittelpunkt des Wissens auf und setzt den absoluten Begriff zum Beherrscher des Ganzen. Sie spricht zwar auch von einer Philosophie des Geistes, umlagert ihn aber mit den dürren metaphysischen Formeln, so daß zwischen ihm und der Vernunft kein Unterschied mehr ist.

97. So gewiß das geistige Schauen über Denken und Wissen, die freimachende Wahrheit über aller logischen und metaphysischen, das Heilige über dem Wahren, Schönen und Guten, die Harmonie der Ideen über ihrer Vereinzelung, Liebe und Glauben über Begriff und System, die Offenbarung im Wort über den Träumen eines selbstverfertigten Planes für Weltentwickelung stehen, so gewiß steht der Geist über der Vernunft.

98. Noch näher geht die Frage ein, wie sich Denken, Fühlen und Wollen zu einander verhalten?

Ein klares Denken hat der Mensch für Alles, was unter die Idee der Wahrheit fällt, wie die Prinzipien der Vernunft, die Systeme des Verstandes und der Stoff der Vorstellungen. Der Begriff ist sowohl subjektiv für die Sphäre des Wissens als objektiv für die Sphäre der physischen Natur Meister geworden und kann alles darin seinem Gebiet unterwerfen.

99. Ein inniges Fühlen hat der Mensch für Alles, was unter der Idee der Schönheit liegt, wie die Ideale der Phantasie, die Typen des Gefühlvermögens und die Bilder der Einbildungskraft. Im Schönen ist der Begriff nicht mehr Meister, er wirkt blos mit, um die Form zu bilden, an welcher die Fülle des Gefühls sich ausdrückt. Der Begriff verhält sich zum Gefühl des Schönen, wie das Knochenskelet zur organischen Fülle des Lebens.

100. Ein reines Wollen hat der Mensch für Alles, was unter die Idee der Tugend fällt, wie die Bestreben des Willens in Gerechtigkeit, Tapferkeit, Großmuth, ferner die Neigungen und Eigenschaften des Gemüths in Achtung, Liebe, Freundschaft, und zuletzt die Beschränkung der Begierden und Lüste des Begehrungs-Vermögens in Mäßigkeit und Genügsamkeit. Im Guten vermag der Begriff noch weit weniger, er ist blos das festhaltende Moment, wodurch der weit höhere Act der Freiheit sich offenbart. Wer Liebe und Freundschaft blos denkt und nicht thätig im Gemüthe erweckt und nachbildet, wer Tapferkeit

und Großmuth blos denkt, und nicht an der Stärke seines Willens erprobt, der hat blos die Schale, aber keinen Kern.

101. Am wenigsten hat der Begriff ein Bürgerrecht im Heiligen. Im Gebete, wo der Mensch Gott sein Herz zum Opfer bringt, ist der Begriff ein bloser Zuleiter, etwa wie der Eisendraht ein Leiter des elektrischen Lichts ist.

102. Wenn Paulus der Apostel sagt: „Seine thörichte „Predigt sey nicht in den vernünftigen Reden menschlicher „Weisheit abgefaßt, sondern in Beweisung des Geistes „und der Kraft, auf daß der Glaube bestehe nicht auf „Menschen Weisheit, sondern auf Gotteskraft,“ so setzt er seine thörichte Predigt dem klaren Wissen, den Geist den Reden der Vernunft und die Kraft Gottes der Menschen Weisheit entgegen. Wie läßt sich dieß vertheidigen?

103. Die Klarheit der Vernunft und die thörichte Predigt vom Glauben verhalten sich zu einander, wie das gemeine Wasser zu dem lebendigen, wovon Christus sagt: „Wer von diesem (gemeineren) Wasser trinket, den wird „wieder dürsten, wer aber von dem Wasser trinket, das „Ich ihm gebe, den wird ewig nicht mehr dürsten, sondern es wird in ihm ein Brunn des Wassers werden, „das ins ewige Leben quillt.“ Und so ist es auch. Das Wissen dürstet immer und sein Durst kann und wird nie gestillt werden, weil die Quelle, aus der es schöpft, ganz irdischer Natur ist. Der Glaube hingegen, hat er einmal vom lebendigen Wasser getrunken, dürstet nimmermehr,

seine Quelle fließt vom Himmel und quillt wieder zurück ins ewige Leben. Dieß ist der Unterschied zwischen der wasserhellen Klarheit des Vernunftwissens und der verborgenen Kraft des lebendigen Glaubens.

104. Die Rationalisten sagen wohl auch zu Christo: „Herr, Herr!“ Aber daran liegt nicht viel; Christus wird ihnen doch einst sagen: „Ich habe euch noch nie „erkannt; weichet von mir, ihr Uebelthäter!“

105. Was ist also der Begriff? Nichts anders, als eine ausgerippte Pflanze, in der zwar ein künstlich geordnetes Faserngewebe sichtbar, vielleicht auch Name und Geschlecht erkennbar ist, die aber alle Fülle und alles Leben verloren hat; daher ist alles, was im blosen Begriff gegeben ist, so starr und todt wie eine Crystallisation. Eine Philosophie, die Alles auf den Begriff zurückführt, hat nichts als einen ausgerippten Geist und eine ausgerippte Welt. Nehmen die Rationalisten ihr klares Wissen vollends in die Religion hinüber, dann bekommen wir auch ein ausgeripptes Evangelium und einen ausgemergelten Christum.

106. In dem Organismus der Seele lassen sich Ordnungen und Dimensionen absondern:

Die Ordnungen richten sich nach den drei Ideen, welche vom Geiste aus in drei Strahlen die Seele durchströmen und drei Reiche stiften: 1) das Reich der Erkenntniß im Wahren, 2) das Reich des Gefühls im Schönen

und 3) das Reich des Willens im Guten. Die Grundfunktionen sind Denken, Fühlen und Wollen.

107. Die Dimensionen richten sich nach dem verschiedenen Zug, welchen von oben der Geist und von unten der Leib auf die Seele ausüben. Sie bestehen in den verschiedenen Vermögen, die in jeder Ordnung den dreifachen Karakter der Allgemeinheit, Besonderheit und Einzelheit ausdrücken. Die Dimension der Einzelheit steht dem Leibe am nächsten, die Dimension der Allgemeinheit dem Geiste, in der mittlern oder der Besonderheit drückt sich der Karakter der Seele am reinsten aus.

108. In den Ordnungen ist der Integrations-Prozeß folgender:

Das Wahre integrirt sich im Schönen und das Schöne im Guten. Der handelnde Mensch ist am integrirtesten, weil jede Handlung schon Begriff und Gefühl voraussetzt. Darum liegt auch der Werth der moralischen Ordnung über der intellectuellen der Wissenschaft und über der ästhetischen der Kunst. Das Denken des Wahren und das Fühlen des Schönen haben ihren ächten Werth nur darin, daß sie dem Wollen und Handeln des Guten dienen. Alles liegt am sittlichen Erwerb, der allein zum seligen Leben befähigt. Nach Systemen und Künsten, welche schon auf der Erde eine vergängliche Natur haben, wird einst wenig gefragt werden, und diejenigen, welche den absoluten Begriff zum Gott stempeln, werden ganz leer ausgehen.

109. In den Dimensionen ist der Integrations-Prozeß folgender:

Die Vorstellung integrirt sich im Begriff und der Begriff im Prinzip.

Das Bild integrirt sich im Gefühl und das Gefühl im Ideal.

Die Begierde integrirt sich in der Neigung und die Neigung im Bestreben der Tugend.

110. Je besser diese beiderlei Integrationen im Menschen von statten gehen, desto mehr nähert er sich auf bewußte Weise den Ideen, so daß er wirklich in den Besitz des Wahren, Schönen und Guten gelangt, und zugleich erhebt sich das freie Prinzip im Ich zur practischen Freiheit. Ueberhaupt ist die ganze Tendenz des Menschen keine andere, als daß er das, was ihm als Idee vorleuchtet, auch ins Leben gestalten und zum Eigenthum machen solle. Dieß geschieht, wenn das Ich als die wirklich handelnde Persönlichkeit sein ganzes System dem Centrum des Geistes näher rückt oder sich von ihm führen läßt. Es gibt aber auch eine entgegengesetzte Abweichung in die Welt, wovon später die Rede seyn wird.

111. Das Denken, der Begriff, das Wahre an sich, getrennt vom Schönen und Guten, hat im Organismus der Seele den niedersten Werth, den mittlern hat das Fühlen des Schönen, den höhern das Wollen des Guten, den höchsten aber hat das Streben zum Heiligen. Eine Philosophie, welche diese Sätze umkehrt, liegt im Irrthum und in der Verkehrtheit. Allerdings ist bei den Bewohnern der Erde, die aus dem Mittelpunkt in die Peripherie hinausgeworfen sind, der Begriff innerlich, wie

die Schwere äußerlich, vorherrschend geworden, aber eben deßwegen ist die Philosophie da, daß sie uns zeigen soll, daß wir über die Schwere hinaus zum Lichte und über den Begriff hinaus zur Anschauung des geistigen Lebens gelangen sollen.

112. Auch der Leib hat einen Organismus und ohne den Leib könnten Geist und Seele sich nicht in einer individuellen Form bewegen und zu einem Menschen zusammen schließen, in welchem die sichtbare wie die unsichtbare Welt sich abspiegelt und ihren ganzen Reichthum vergeistigt. Das irdische Leben gebührt dem Leibe, aber auf seiner Grundlage muß das geistige Leben gewonnen werden, und die Jahre, die dem Leibe zugezählt sind, sind die Lehrjahre für den Geist, um sich für ein ewiges Leben zu befähigen. Wie die Pflanze aus finsterer Wurzel den Stengel treibt und endlich ihren Kelch der Sonne entgegenbietet, um Licht zu empfangen, so rankt der Mensch aus finsterm Leib in die moralische Ordnung empor, um Licht aus einer höhern Sonne zu empfangen.

113. Der Leib ist es, der uns mit der Natur befreundet, und Geist und Seele in ihren Kontakt bringt. Er ist nöthig, um den Stoff aus den drei Weltordnungen herbeizuschaffen, an welchem die Ideen des Wahren, Schönen und Guten practisch gefüllt werden, damit das Ich zur bewußten höhern Freiheit gelange.

114. Der Leib ist ohne Zweifel dem höhern Organismus der Seele nachgebildet, übrigens modifizirt durch Gesetze,

welche die Stoffheit und die Verhältnisse von Raum und Zeit mit sich bringen. Der Leib ist nicht blos Werkzeug der Seele, wie es etwa der Künstler nöthig hat, um sein Kunstwerk auszuführen, er ist vielmehr ein integrirender Theil, ohne welchen die Seele keine menschliche wäre.

115. Das organische Leben hat ein eigenthümliches Prinzip, das zwischen dem bewegenden Prinzip der physischen Natur und dem freien der geistigen Natur in der Mitte steht und mit Recht das bildende Prinzip genannt werden kann. Seine Kunst ist die individuelle Plastik des Stoffs; darum findet sich in der organischen Welt die reale Abspiegelung des Schönen, während die physische Natur nur die reale Abspiegelung des Wahren ist.

116. Das herausgetretene Denken ist Bewegen, und die Denkgesetze bilden sich auf tieferer Stufe in den Bewegungsgesetzen nach. Eben so ist das herausgetretene Fühlen Leben, und der unendliche Reichthum der Typen des Schönen bildet sich auf tieferer Stufe in die Plastik des Lebens ein.

117. Das bildende Prinzip hat einen Bestandtheil am geistigfreien, und den andern am physisch bewegenden Prinzip, das Element aber, was diese beiden so innig indifferenziirt, ist das unsichtbare Band des Lebens, welches der Schöpfer durch die ganze Schöpfung gezogen hat. Die wahre und unveränderliche Einheit in der Schöpfung ist das Leben mitten zwischen der geistigen und physischen Ordnung. Es gibt eine Menge Einheiten, aber

sie gehören entweder zur niedern Ordnung wie die physische, oder zur höhern Ordnung wie die geistige, die ächte aber ist allein das Leben und steht in der Mitte zwischen allen Ordnungen, wie in dem Zahlensystem die Potenz Null = 1 zwischen allen negativen und positiven Exponenten.

118. Die höhere Physiologie wird einst die Correlate der Seele in den Organen und Funktionen des Leibs wieder finden, und wird, um auch nur einigermaßen dem großen Problem sich nähern zu können, die Vermittlung von Leib und Seele einem eigenen Prinzip zutheilen; dieses Verbindungsglied ist der Nervengeist, der als höchste organische Kraft von keiner andern sowohl physischen als organischen zerstörbar ist, und daher auch nach dem Tode fortdauern und mit der Seele vereinigt bleiben muß. Dieser Nervengeist hat eine unendliche Bildsamkeit, um sowohl die unendliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt als die unendlich vielen Modifikationen der Innenwelt in sich aufzunehmen, und jene der Seele, diese dem Leibe und der Welt zuzuführen.

119. Von den drei Organismen: Geist, Seele und Leib hat Jeder sein Centrum und seine Kreise, die aber alle in der genauesten Verbindung und Wechselwirkung stehen. Der Philosoph, wenn er die höheren Forderungen mit dem Gegebenen vergleicht, erkennt in denselben zwei entgegengesetzte Zustände, nämlich den Zustand der Integrität und den Zustand des Abfalls.

120. Der Stand der Integrität kann nur als Normal-Idee von uns aufgefaßt werden. Wir müssen

nehmen, daß es Gott gefallen habe, Geist, Seele und Leib eine solche Verfassung zu geben, daß der geschaffene Mensch als Glied der Geisterwelt seine Stelle ausfüllen und zum Zweck des Ganzen das Seinige beitragen sollte. Der höchste Zweck eines Geistes ist subjektiv der Erwerb eines seligen Lebens, objektiv die Verherrlichung Gottes. Um beides zu erfüllen, mußte der Mensch frei geschaffen seyn.

121. Der Normal-Mensch hält den Mittel-Zustand zwischen einem Höhern und Tiefern, oder auch die Indifferenz zwischen Positivem und Negativem. Nach oben geht seine Vervollkommnung und Veredlung und diese Erhebung entspricht dem erwähnten Zwecke, nach unten geht seine Verschlimmerung und Verkehrung und er entfernt sich von seinem Zwecke. Er ist aber frei in der Wahl seiner Richtungen, indem eben die geistige Indifferenz in Beziehung auf Freiheit die relative Wahlvollkommenheit begründet.

122. In dieser Verfassung steht der Geist in seinem Centrum, das ihm von Gott angewiesen ist; Sein Schauen ist gerichtet in die Fülle der Offenbarung und nach dem Reich des Heiligen. Seine Freiheit ist universell und erhebt sich über Welt und Zeit, und durch die Harmonie des Wahren, Schönen und Guten, welche der Bund der Liebe ist, beherrscht er Seele und Leib.

123. Nimmt die Seele an der gleichen Verfassung Theil, so reinigt sie sich an den Ideen, indem sie ihre Begriffe zu den Prinzipien des Wahren, ihre Gefühle zu den Idealen

des Schönen und ihre Entschlüsse zu den Bestrebungen des Guten erhebt. Auf diese Weise wird das Ich mit seinem ganzen System dem Centrum des Geistes näher gerückt und die beiden Sphären von Wissen und Seyn sammt allen Funktionen vergeistigen sich mehr, und rücken immer sich näher, so daß das Ich, als frei sich bewegend in jenen Mittelpunkten, den Zusammenhang von Seyn und Wissen zu erfassen im Stande ist.

124. Folgt die Seele dem höhern Zug, so nimmt auch der Leib Antheil, indem er immer mehr von der Sinnlichkeit und den Lüsten und Trieben, die ihm die Welt darbietet, sich frei macht und in ungeschwächter Gesundheit sein Lebensalter durchläuft. Der Leib wird alsdann, wie Paulus sagt, ein Tempel des Geistes.

125. Im Zustande des Abfalls hingegen werden Geist, Seele und Leib aus ihrem Centrum verrückt und niederwärts gezogen, so daß der Leib sich verweltlicht, die Seele sich verleiblicht und der Geist im Gebiete der Seele sich verdunkelt.

126. Der Geist sinkt unter den Horizont, wo er die höhere Sonne nicht mehr schauen kann, — Glück genug, wenn ihm noch die Morgenröthe leuchtet, die ihm von jener höhern Sonne noch Zeugniß gibt. Er hat dann doch die Ahnung einer höhern Welt noch behalten, die der tiefer gesunkene Geist gar nicht mehr inne wird. Eben so wird im Geist das Licht der Freiheit verdunkelt, und die Harmonie der Ideen löst sich auf.

127. Am gleichen Verderben nimmt auch die Seele Theil. Das Ich ebenfalls abgewichen aus seinem Mittelpunkte, verliert die Brennpunkte des Seyns und des Wissens, zerstreut sich in die Peripherie und schafft sich nach Willkühr eigene Mittelpunkte. Durch diese Abweichung wird das Ich negativ, seine intellectuelle ästhetische und moralische Kraft wird geschwächt, die Ideen trüben sich und werden in Reflexe gezogen, die nach Auflösung der Harmonie keinen Einheitspunkt mehr haben.

128. Die Vernunft kommt in Streit mit ihren Prinzipien, welche ihre Stufenordnung verloren haben, und führt mit sich selbst einen beständigen Krieg. Die Philosophie mit ihren tausend zerronnenen Systemen ist Zeuge dieses Streits. Sie schafft sich ein falsches Centrum im Absoluten und setzt es dem Göttlichen gleich.

129. Auch die Phantasie nimmt Theil. Sie findet ihre Ideale, die im Lichte stehen sollten, nur im Helldunkel und ihre Natur ist verdüstert. Daher ist die wahre Genialität der Kunst so selten. Der Genius hat seine Fackel umgestürzt, sie will nicht mehr zum Heiligen aufflammen, sondern brennt abwärts in die Tiefe, wie die glühende Eisenschlacke.

130. Der Wille, der seine Freiheit noch am meisten behaupten sollte, um dem Heiligen zu dienen, läßt sich die Selbstgesetze kalter Moral gefallen, welche ihm einen aus Begriffen geworbenen Imperativ statt der Liebe anbietet und sein Selbstvertrauen steigert, statt ihn Demuth und Selbstverläugnung zu lehren.

131. Sind die höhern Kräfte der Seele abgefallen, was soll aus den niedern werden? Was vermag der Verstand, wenn die Prinzipien in Verwirrung sind, — was das Gefühl, wenn die Ideale verdunkelt sind, und wie mag Liebe ins Gemüth kommen, wenn das starre Gesetz den Willen zu beherrschen sucht?

132. Im Abfall legt sich die Wolke des Scheinlebens, wie Franz Bader es nennt, zwischen das Licht der Ideen und den Standpunkt des Ichs in die Mitte und läßt nur eine sparsame Helle durch in gebrochenen Strahlen. Ist die Einheit im Geiste aufgelöst, so will jedes Vermögen in der Seele für sich seyn und in sich einen eigenen Mittelpunkt konstituiren, um den sich alles drehen soll. Das Ich, welches der Diener des Geistes seyn sollte, erhebt sich zum Herrn und Meister und übt diese Meisterschaft hauptsächlich in der Philosophie aus, indem es das absolute Ich, d. h. sich selbst in der höchsten Potenz, zum Gott stempelt und ihn in dem sich selbst denkenden Begriff zu sich selbst kommen läßt. Dieß ist die Selbstsucht der Philosophie.

133. Da die ganze Philosophie nie etwas anders seyn kann, als die Abspieglung des Ichs im Philosophen, indem das Ich als Centrum nicht nur der Durchkreuzungspunkt aller Radien der Seele, sondern auch als absolut identische Größe alle Gleichungen zwischen Wissen und Seyn in sich vermittelt, so liegt alles daran, welchen Standpunkt das Ich behauptet. Ist es wahrhaft in seinem Centrum, so findet es sich vom Geiste erleuchtet, erkennt ihn als Gebie-

ter über alle Sphären und zugleich als Führer zu Gott an. Ist es aber aus seinem Centrum abgewichen, so trennt es sich vom Geist und will alles aus sich seyn. Im Dünkel des Wissens bläht es sich auf, und nimmt seine Relationen, nämlich das An sich, In sich, Für sich, Aus sich, Zu sich, Um sich, und so viele Sich es geben mag, und trägt sie nicht nur auf niedere und höhere Verhältnisse, sondern auch auf Gott über, der dann weiter nichts ist als die Potenz des Ichs.

134. Die neuere Scholastik läßt überall den Geist sich substantialisiren bald in der Weltgeschichte, bald in den Religionen, bald in der Politik, bald im Staat bis zur Familie hinab, und verkehrt dadurch gänzlich die wahre Philosophie des Geistes. Nicht der Geist substantialisirt sich, sondern die Ideen, die von ihm ausgehen. Wir sehen allerdings die Idee der Wahrheit in der physischen Ordnung und die Schönheit in der organischen substantiell werden, aber nicht in den Erscheinungen, sondern in den Gesetzen der Bewegung und in den Typen des Lebens, und so wird auch einst die Idee der Tugend in der Weltgeschichte sich substantialisiren. Diese Substantialität ist nicht der Geist, der, ewig rein und unangetastet, sich nicht zerstückeln läßt und nicht die wunderlichen Gestalten, die ihm die Philosophie aufbürdet, annimmt.

135. Im Abfall sucht der Mensch das Wahre in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und läßt sich von ihrem bunten Kleide äffen. Das Konkrete ist wohl das Wirkliche, aber nicht das Wahre. Die Wahrheit liegt

im Gesetz, welches die Einheit oder ihre Gleichung enthält, das Gesetz aber ist nichts konkretes und erscheint nirgends. Es gilt hier, was Plato sagt: „das Urbild der Kugel ist ewig, und unabhängig davon, ob wirkliche Sphären geschaffen sind, oder die wirklichen vergehen.“ Die Wahrheit liegt daher in der geistigen Gleichung der Kugel, nicht in ihrer Wirklichkeit. Wer in dem vereinzelten Seyn, d. i. in der Erscheinung die Wahrheit sucht, hat sie als Idee aufgegeben oder ist vielmehr von ihr abgefallen.

136. Ein Unterschied aber ist zu machen zwischen den Erscheinungen der Natur, welche durchgängig von Gesetzen beherrscht ist, und zwischen den Ereignissen der Weltgeschichte, welche dem freien Spiele menschlicher Kräfte hingegeben ist.

137. In den Erscheinungen der Natur ist die Einheit in Brüche und die Wahrheit in Reflexe zerfallen; So gewiß nun im Bruche nicht die Einheit ist, so gewiß ist im einzelnen Reflex nicht die Wahrheit. Obgleich in der Natur jedes wirkliche Ding, oder die Bestandtheile des Dinges, das wir analysiren, zu irgend einer Proportion, die in der Wahrheit liegt, gehören muß, so ist doch das Wirkliche in der Erscheinung nicht das Wahre, sondern die geistige Proportion ist es, welche den Erscheinungen zum Grunde liegt, die aber der Verstand erst finden und ins System der objektiv gewordenen Wahrheit einreihen muß. Das Zerfallen in Reflexe und in Brüche liegt nicht in der Idee und in der Einheit, sondern ist von einem ganz entgegengesetzten feindlichen Prinzip bewirkt.

138. Aber ganz anders verhält es sich in der Weltgeschichte, wo der Faktor der Freiheit mit seinen moralischen Größen eine so wichtige Rolle spielt.

Die neuere Scholastik läßt die Idee wie aus einem Embryo, noch verschlossen im Mutterleib, sich entwickeln; Ist sie aus dem Mutterschooß ans Licht gekommen, so gestaltet sie sich nach einem innern nothwendigen Typus in vielerlei Richtungen hin; hat sie sich in dem Andersseyn durch alle Epochen, nämlich Kindes=, Knaben=, Jünglings= und Mannsalter lange genug umhergetrieben, so kehrt sie dann am Schlusse in sich selbst zurück, kommt zu sich selbst und wird nun zur sich selbst wissenden Idee. Zu dieser Foetus=Philosophie wünschen wir Jedem Glück, finden aber keinen Trost und keine Wahrheit darin. Es liegt übrigens ein schöner dramatischer Stoff darin, wenn man die Idee wie den ewigen Juden personifizirte, sie durch alle Verhängnisse eines auf ihr lastenden Schicksals hindurchführte, um zuletzt zur Wiederversöhnung zu gelangen. Die neuere Scholastik will durch diese Hypothese dem blinden Fatum der Alten ein Auge einsetzen, indem sie das Gesetz der Evolution der Weltgeschichte schon als ein vorherbestimmtes und nothwendiges in den Keim der Idee legt.

139. Ob unter der sich selbst wissenden Idee das Göttliche verstanden sey, lasse ich zur Ehre der Philosophie und um nicht den Greuel der Profanation zur Sprache zu bringen, dahin gestellt seyn, und dann folgt die Frage: Wer hat die Idee erschaffen und das Gesetz der Evolution

in sie gelegt? — Ohne Zweifel Gott. Wenn ihr nun den Plan der Vorsehung annehmt, so habt ihr ja diese große Aufgabe, welche Freiheit und Schicksal vermitteln soll, weit einfacher, wenn ihr das ganze Weltdrama dem freien Spiele der Menschen hingebet, jedesmal aber, wo es die Gränzen des Plans überschreiten will, durch das höhere Schicksal wieder ins Geleis zurückweiset.

140. Alle Thatenreihen der Menschen sind frei, aber ihre Durchkreuzung zum endlichen Erfolg hängt von einer göttlichen Kompensation ab, die eben so gut unmittelbar als mittelbar durch Gesetze eingreifen kann. Was aber dem freien Spiel der Kräfte hingegeben und Werk der Menschensatzungen ist, wie Sittengebräuche, Gewohnheiten, Regierungsformen und Verfassungen, das kann eben so wohl zur Wahrheit als zum Trug, zum Recht als zum Unrecht, zum Guten als zum Bösen hinneigen.

141. So gewiß im Völkerleben nur der Rechtsbegriff und das Gesetz Wahrheit sind, so gewiß ist der Despotismus und die Willkühr Lüge und Verkehrtheit, und so gewiß die moralische Ordnung, welche in der Welt noch nicht wirklich ist, Wahrheit ist, so gewiß ist die blos politische Ordnung, die wirklich ist, eine Verkehrtheit. Ein weiser Gesetzgeber, der viele Generationen beglückt, und ein roher Despot, der sie unglücklich macht, sind gleich gemischt wie Loose in der Urne des Glücks. Wohl mag die Vorsehung (nicht die Idee nach einem Typus der Entwicklung) durch den Einen oder Andern Milderung

oder Strenge in weiser Absicht über ein Volk verhängen, aber gewiß liegen sie nicht in dem Absolutismus der Geburt oder der grundlosen Existenz als Naturbestimmung, nach Hegels Meinung, wie nothwendige Embryonen der Idee vorherbestimmt, — ein abominabler Gedanke!

142. Wohl hat der Rechtsbegriff auch seine Evolutions-Momente, die er durchlaufen muß, wenn er zur Vollendung kommen soll; aber nicht die implizite Nothwendigkeit einer Idee, sondern das sollizitirende Prinzip der Freiheit, das sich durch alle Hindernisse, ja selbst durch die Lüge des Despotismus Bahn brechen muß, ist es, was den Rechtsbegriff zur Vollendung bringt.

Wo ein Volk in der Wahrheit des Rechtsbegriffs, der nur in einer Verfassung seine Vollendung hat, sich klar geworden ist, und doch noch unter willkührliche Herrschaft sich beugen soll, da wird man doch den wirklichen Despotismus nicht als einen nothwendigen Exponenten einer Idee betrachten.

143. Die Völker und noch mehr die Regenten, die sie führen, bereiten sich selbst größtentheils ihre Schicksale aus freier Wahl, indem sie das Gute und Böse, Recht und Gewalt gar wohl kennen. Und so soll es auch seyn, daß die Wendung des Glücks oder Unglücks von der Individualität freier Männer abhängt. Die Freiheit ist eine Kraft, die nicht nur über Generationen und Jahrhunderte, sondern auch über die nothwendige Entwicklung einer trägen Idee erhaben ist. Die Freiheit ist sich selbst

Entwicklung und fragt nach keiner Idee, die unter ihr liegt. Dieß ist die Lehre der Geschichte, die nirgends stärker ihre Stimme hören läßt, als in unserer Zeit. Eine Philosophie, welche nicht nur in Werken der Natur, sondern auch der Menschensatzung das Wirkliche für das Wahre hält, versinkt in ihre eigene Nichtigkeit, indem sie selbst das Licht der philosophischen Freiheit, welche immer über ihrem Stoffe schweben soll, zum finstern Schwerpunct und sich selbst zum Sklaven der Nothwendigkeit macht.

144. Eben so wie im Abfall der Mensch das Wahre verderbt, so ergeht es auch im Schönen. Er sucht dasselbe in dem Spiele der Bilder, die aus dem Boden der Einzelheit hervorrinnen, und ergötzt sich an ihren Formen. Nicht das vielgestaltete Leben ist das Schöne, sondern die Typen, unter welchen es erscheint. Das bildende Prinzip ist zwar zugleich das individualisirende, aber es ist ein großer Unterschied in den Typen, welche es dazu nimmt. Es mögen wohl viele Künstler eine Madonna mahlen, aber es ist doch nur ein Ideal in ihr, welches die höchste Schönheit in sich vereinigt.

145. Auf gleiche Weise sucht der abgefallene Mensch das Gute im klugen Gebrauche der Mittel zur Glückseligkeit. Es ist ihm nun einmal in der Welt seine Stelle angewiesen, warum sollte er nicht diejenige Glückseligkeit damit vereinigen, welche den vollesten Genuß bei den wenigsten Störungen gewährt? Was soll er zaudern, nach Ruhm, Ehre, Glanz, Reichthum, Güter, Ansehen und Würden zu trachten, um seine Rolle in der Welt

gut durchzuspielen und sich einen berühmten Namen zu machen?

146. Noch schlimmer steht es, wenn der Geist ganz aus seinen Kreisen gezogen und verdunkelt ist, so daß das Heilige ganz erlischt und Glaube und Gewissen verstummen. Alsdann wird die Seele durch die Selbstsucht und Weltsucht beherrscht und alle gute Genien fliehen von ihr.

147. Die unbefangene Vernunft und die dialektische sind nicht zu verwechseln:

Die unbefangene Vernunft erkennt ihre Stellung genau in dem geistigen Organismus; Sie erkennt 1) ihr Verhältniß zu dem System von Seelenvermögen, in dem sie selbst ist, sowohl der Ordnung als der Dimension nach, sie weiß, daß sie das Vermögen der Prinzipien und insofern das höchste Vermögen des Wahren an sich ist. Sie erkennt 2) ihr Verhältniß zum Geist, der die Einheit der Ideen in sich hat. Hier ist es, wo das Absolute den spekulativen Schein des Göttlichen annimmt. Der Vernunft erscheint diese höhere Einheit von Wahrem, Schönem und Gutem, von Wissen und Seyn als das selbstständige, in sich vollendete, als Anfangs- und Endpunkt, mit einem Wort als das Absolute, und da sie es über sich erblickt, so setzt sie es dem Göttlichen gleich; — Es liegt aber noch in der Sphäre des Geistes. Sie erkennt 3) ihr Verhältniß durch den Geist hindurch zu Gott oder zum Geist aller Geister. Hier ist es, wo das Absolute wieder als Differential verschwindet und die unergründliche

Tiefe der Gottheit sich in das ewige Mysterium zurückzieht und nichts für sie übrig bleibt, als die Momente der Offenbarung, der Heiligung und Erlösung.

148. Die unbefangene Vernunft im Bewußtseyn dieser Verhältnisse erkennt den in seiner Art einzigen Gegensatz zwischen dem Erschaffenen und Unerschaffenen, mit der Einsicht der Unmöglichkeit, daß vom Erschaffenen aus irgend noch eine Form, ein Begriff, eine Gleichung, eine Idee oder Eigenschaft auf das Unerschaffene anwendbar sey; Vielmehr sieht sie ein, daß ihre Einrichtung eine aus dem Wohlgefallen Gottes hervorgegangene Gesetzesform zur Erkenntniß der Wahrheit ist, daß aber nie diese Wahrheit mit dem Urheber derselben zu verwechseln ist. Nicht Gott ist die absolute Wahrheit, wie die irrige Spekulation meint, sondern, wie die Schrift sagt, sein Wort ist die Wahrheit.

149. Christus sagt nicht: „du sollst die absolute Wahrheit anbeten, sondern, du sollst Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten;" d. h. du sollst die Wahrheit, die Gott dem Geiste als Idee eingepflanzt, zur Verehrung Gottes benutzen. Der anbetungswürdige Gott ist allein der, dessen Wort: „Es werde" zugleich die That der ganzen Schöpfung ist. Ein solcher ist unendlich über die trägen Formeln der Vernunft erhaben.

150. Die dialektische Vernunft hingegen, welche nur in ihren spekulativen Kreis hereinsieht, ihr transzendentes Verhältniß mit dem Geist und ihr mysteriöses mit Gott, (sofern wir von der christlichen Offenbarung absehen)

nicht erkennt, vielmehr Geist und Gott in die Sphäre des Wissens und Seyns hereinzieht und sie wie Objekte der Spekulation behandelt, bleibt an ihren dürren metaphisischen Formeln von Substanz, Causalität, Indifferenz, Identität, an die Kategorien der Qualität und Quantität und an allerlei Konkretionen und Abstractionen gebannt, und vergißt gänzlich, daß im Reiche des Heiligen und Göttlichen ein höherer Zusammenhang liegt, als den sie aus den Formen des Wissens und aus den Gesetzen des Seyns herausfinden kann.

151. Es fehlt uns eine christliche Philosophie, welche mit dem Evangelium in Uebereinstimmung den Prozeß der Redintegration einleitet, die Wucherpflanzen, die die menschliche Vernunft getrieben und die dem guten Saamen die Nahrung entziehen, ausgätet und die vielen Systeme, die den Geist nur verwirren statt aufhellen, in eine ruhige Bahn einlenkt, die nur eine Grundwahrheit zum Ziel hat und dieß ist das Wort des Herrn. Statt daß die Philosophie dem Evangelium dienen sollte, sucht sie dasselbe zu bemeistern, und die Früchte dieses Abfalls sind der Hochmuth, der Eigendünkel, der Neid und die Unbescheidenheit.

152. Jakob Böhme nimmt vier Elemente des Satans an: nämlich Hoffart, Geiz, Neid und Zorn. Sie sind alle in der neuern Scholastik zu finden:

1) die Hoffart, den menschlichen Begriff Gott gleich zu setzen; dieß ist die böse Frucht von dem Baum der Erkenntniß, welche die Stammeltern zu Fall brachte,

2) den Geiz nach Ehre und Ruhm, um als Licht der Welt zu leuchten. Wird nicht der Ruhm als das wahre Gut des Lebens gepriesen?

3) den Neid der Sekten gegen alle andere Systeme, in welchem Gebiete sie sich auch finden, und

4) den Zorn der Kritik und Polemik,

kann sich die philosophische Weisheit mit diesen moralischen Auswüchsen einverstehen, so müssen wir eine andere suchen, und diese ist die christliche Weisheit, welche Demuth, Einfalt, Bescheidenheit und Liebe lehrt.

Die Züge der Integrität und des Abfalls lassen sich philosophisch eben so gut würdigen, als sie in der h. Schrift begründet sind, und lösen das Problem der Weltentwicklung besser, als die Hin- und Hergestaltung einer Idee. Die Freiheit begleitet die beiden Zustände und nicht die Nothwendigkeit, die überhaupt den Sklavenstand der Philosophie wie der Menschheit bezeichnet. Der Mißbrauch aber der Freiheit ist Sünde und darein ist das menschliche Geschlecht gefallen und hat seine geistige und leibliche Natur verschlimmert; die Wiederaufnahme kann nur durch eine Redintegration geschehen, wovon ein Andermal.

(Fortsetzung folgt).

Mittheilungen

aus dem

Gebiete des innern Schauens,

von Justinus Kerner.

I.

Nachstehende Erzählung kann demjenigen für die Objektivität und Realität der Geister der Seherin von Prevorst einen Beweis liefern, der nicht geflissentlich von jeder Thatsache sich mit Gewalt abwendet, weil er solche Erscheinungen nun einmal durchaus nicht glauben will, da sie nicht in seine Systeme und in seine Phantasieen von Gott und Welt passen.

In der Geschichte der Seherin von Prevorst (s. d. Thatsache zu Oberstenfeld 2te S. 62 und 2te Thatsache zu Weinsperg S. 89.) wird eines weiblichen Geistes' erwähnt, der der Seherin öfters zu Oberstenfeld erschien und nachher auch zu ihr nach W. kam. Es war eine traurende Frauengestalt in altdeutscher Tracht mit einem Kinde auf dem Arme.

Dieser Geist scheint sich im alten Stifte zu Oberstenfeld aufzuhalten, wo ihn auch schon früher der Vater und der Bruder der Seherin öfters sah.

Erst mehrere Jahre, nachdem die Seherin Oberstenfeld verlassen, zog Herr Schultheiß und Verwaltungsaktuar Pfäfflen von auswärts nach Oberstenfeld, wo er eines der alten Häuser des Stiftes kaufte und neu bauen ließ. Unter dem großen Stiftsgebäude befindet sich ein Keller, den Herr P. zur Benutzung hat.

Voraus muß gesagt werden und ist aufs bestimmteste zu versichern, daß Herr P. die Seherin von Prevorst in seinem Leben nie sah, daß niemand von ihrer Familie mehr in Oberstenfeld lebt, daß Herr P. selbst ihre Geschichte bis auf den heutigen Tag noch nicht gelesen hat und von jenem speciellen Fall ihres Sehens auch zuvor nie etwas gehört hatte.

Völlig unwissend und unbefangen war also Herr P. in diesem Punkte. Er ist ganz gesund, ist kein Frömmler, gehört zu den Männern von Bildung und Aufklärung und glaubte zuvor nie an Geistererscheinungen.

Die nachfolgende Erzählung, deren Wahrheit Herr P. mit seiner Ehre verbürgt, möge der Zweifler doch, ehe er urtheilt und verdammt, aus dem Munde dieses unpartheiischen Mannes selbst hören! Wem es darum zu thun ist, die Wahrheit hier wirklich erfahren zu wollen, der sollte das Opfer einer kleinen Reise, wie z. E. von Stuttgardt nach Oberstenfeld nicht scheuen. Hinter Schreibtischen und Oefen läßt es sich bequem über derlei Erscheinungen aburtheilen und ratio-

nalisiren. Keiner der Herren, die sich Freunde der Wahrheit nennen, setzt aber der Wahrheit zu lieb nur einen Fuß über den Resenbach, keiner prüft an Ort und Stelle, keiner lernt Personen die solche Erfahrungen machen selbst kennen und hört sie selbst darüber an. Jahre lang waren die außerordentlichen Erscheinungen der Seherin von Prevorst öffentlich bekannt, keiner der Herren, die die Seherin nun auf einmal so gut kennen wollen, die über sie ganze Bände in's Blaue hinein schreiben, nahm sich, als sie noch lebte, die Mühe, sie selbst zu sehen, selbst zu hören, selbst zu prüfen.

Hinter ihren Schreibtischen blieben sie sitzen, wollen aber nun alles besser gesehen,, gehört und geprüft haben, als selbst der ruhige, ernste tief denkende Psycholog Eschenmayer, der alles an Ort und Stelle selbst untersuchte und prüfte und der der Wahrheit willen, sogar in der härtesten Kälte des Winters, keine Reisen nach W. scheute.

Nur auf solchen Wegen ist in solchen Dingen die Wahrheit zu erforschen, auf dem Wege eines bloß gelehrten Wissens und Spekulirens bei der Sandbüchse findet man sie mit nichten. Ich kehre zur Erzählung des Herrn P. zurück.

„Als ich einmal (so erzählt Herr P.) in dem unter dem Stifte befindlichen Keller ganz allein war, vernahm ich hinter einem der Fässer ein Klopfen *), so deutlich

*) Man wird sich aus der 1sten und 2ten Thatsache zu Oberstenfeld in der Geschichte der Seherin, des gleichen im Keller daselbst erinnern.

und heftig, als arbeitete der Küfer an ihm. Da ich nicht anders glauben konnte, als es seie der Küfer da, rief ich ihm zu: was er da mache? erhielt aber keine Antwort. Nun sprang ich hinter das Faß, erblickte Niemand und im ganzen Keller, den ich genau durchsuchte, Niemand. Ohne den Vorfall enträthselt zu haben, verließ ich wieder den Keller, dachte aber dabei nicht gerade an etwas Uebernatürliches und durchaus nicht an Geister."

„Ich kam später öfters wieder in den Keller, hörte aber da nichts, hatte auch die Sache schon längst vergessen, als ich voriges Jahr am Pfingfest Morgens, als man gerade das Abendmahl in der Stiftskirche oben reichte, in den Keller zu gehen genöthigt war. Meine Gedanken waren durchaus nicht auf Geister gerichtet, an die ich nie glaubte, ich war einzig da mit den Einsetzungsworten des Abendmahls im Geiste beschäftigt, die ich den Geistlichen oben in der Kirche sprechen hörte. Ich wandte mich nach meinem beendigten Geschäfte vom Fasse, um wegzugehen, da sah ich mit Erstaunen eine Frauengestalt in einem weißen altdeutschen Gewande, das mit rothen Flecken, wie Blutflecken, übersät war, einen Schleier auf dem Haupte und ein Kind auf dem Arme tragend, hart an mir vorüber durch den Keller gehen."

„Sie ging die Kellerstaffeln hinauf und blieb auf halbem Wege stehen, als erwartete sie mich da."

„Ich war meiner Sinne völlig Meister. Ich ging beherzt den gleichen Weg hinter ihr her, und als ich bei

ihr angekommen war, strengte ich mich an, sie anzusprechen, vermochte es aber durchaus nicht und es verschwand jetzt auch die Gestalt in den Stein des Gewölbes."

„Dennoch hatte mich keine Furcht ergriffen, es war mehr ein Gefühl von Erstaunen und von Bewunderung des wunderschönen Kindes, das die Frau auf dem Arme trug."

„Ich schloß hinter mir den Keller und ging dann sogleich wieder in denselben in Begleitung meines Gehülfen. Wir durchsuchten das ganze Gewölbe, um zu sehen ob ich oder er noch einmal im Stande wären, diese Frau mit dem Kinde zu sehen, aber alles Suchen und Warten war vergebens — wir sahen nichts, fanden auch keinen lebenden Menschen."

„Drei Tage lang kam ich wieder in das Gewölbe und bemerkte nichts, am vierten Tage aber sah ich die Frau mit dem Kinde auf dem Arme durch dasselbe wieder den gleichen Gang gehen, aber Kleidung und Schleier waren nun schwarz."

„Nicht wie das erstemal, Erstaunen und Bewunderung, sondern der furchtbarste Schauer war nun mein Gefühl, ich eilte, fast außer mir, an ihr vorüber und fühlte noch lange die Folgen eines Schreckens, der mir vorher ganz unbekannt war. Dennoch ging ich seitdem fast ein Jahr lang täglich in dieses Gewölbe, sah aber seitdem diese Erscheinung nicht mehr."

Eine Verwandtin des Herrn P. erzählt: daß auch sie sehr oft in diesen Keller komme, nie etwas sehe,

aber oft höre, wie etwas mit lauten Tritten (als wie schlurgend) vor ihr hergehe oder sich ihr nähere.

Dies ist nun die Erzählung eines völlig unbefangenen, partheilosen Mannes, der die Seherin nie kannte und auch selbst nicht somnambül ist. Wenn in den Fällen des Geistersehens der Seherin von Prevorst, auch andere Personen, wie oft geschah, die gleichen Erscheinungen mit ihr sahen, so machten die Verständigen den Unverständigen, welchen dieser Umstand für Realität und Objektivität der Erscheinungen zu sprechen schien, den Einwurf: dieses gleiche Schauen Anderer, seie einzig vermöge einer von der Seherin ausgegangenen Ansteckung und Uebertragung geschehen. Aber was werden sie nun hier sagen, wo ein Mann, der die Seherin nie sah, von jenem speciellen Falle ihres Sehens auch gar nichts wußte, an gleichem Orte nach Jahren die gleiche Erscheinung hatte? —

Sie werden also sagen:

„Daß dieser Herr P., dem wir allen Glauben beimessen wollen, noch nach Jahren zu O. die gleiche Erscheinung hatte, die die Seherin von Prevorst vor Jahren eben daselbst hatte, ist für uns kein Beweis für die wirkliche Existenz solcher Geister, an die wir nun einmal nicht glauben, weil sie in unsere Systeme von Gott und Welt nicht passen, sondern diese Thatsache (an welcher wir nicht zweifeln wollen) ist uns einzig ein Beweis, daß der Gesichte hervorrufende Krankheitsstoff dieser Somnambülen, wie man es ja von gewöhnlichen Contagien auch weiß, noch nach Jahren an Orten, wo er

einst ausging, haften und inficiren kann. Um inficirt zu werden, hatte der gute Herr P. gerade nicht nöthig am Bette der Wahnsinnigen gewesen zu seyn, es reicht hin, daß sein Haus in der Gegend des Hauses steht, in dem die Wahnsinnige das Contagium zurückgelassen, oder daß er öfters in den Keller ging, in den sie früher wohl auch ging und ihn mit diesem Contagium füllte."

„Um von der Pest angesteckt zu werden, dazu braucht es nicht gerade des Umgangs mit Verpesteten, es bleibt der Ansteckungsstoff Jahre lang in Häusern und verschlossenen Kellern, in denen sie gewesen und steckt noch nach Jahren Menschen an, die für eine Ansteckung empfänglich sind. Eine solche Bewandtniß und keine andere, hatte es mit diesem Sehen des Herrn P., den wir von Herzen bedauern, wenn er durch diese unglückliche Empfänglichkeit für jenes Contagium, auch in den Wahnsinn des Geisterglaubens gefallen wäre." —

Andere, die noch gelehrter, das heißt noch schwerfälliger, erklären wollen, werden so sprechen:

„Bei Somnambülen, bei denen der Nervengeist, wie ja die Vertheidiger der Seherin von Prevorst selbst angeben, nur locker an den Nerven hängt, sich so leicht von ihnen trennt und entbindet, nimmt derselbe oft in Momenten des Ausströmens, vermöge der Willenskraft des phantastischen somnambülen Ichs, dem er unterworfen ist, dem wachenden Ich unbewußt, vereint mit der Luft in die er austritt (besonders in dumpfer Luft von Gewölben und Gängen), phantastische Gestaltungen an, die in denselben auch für andere, die für ein subtiles Schauen

geeignet sind, kürzer oder länger sichtbar, schwebend verbleiben, bis sie einmal wie Seifenblasen (oft unter ganz eignen Tönen) zerplatzen.

Ein solches, durch das phantastische somnambüle Ich der Frau H. aus ihrem herausgetretenem Nervengeist und der Luft sich vor Jahren, als sie sich zu O. aufhielt, construirt habende phantastische Bild (gleichsam ein gefrorner Traum) ist nun auch die in jenem Keller des Herrn P. schwebende Frau mit dem Kinde auf dem Arme. Es mag seyn, daß dieses Produkt aus entbundenem Nervengeist und Luft, einmal vom Bette der Frau H. durch das Fenster in den Hof hinab geweht wurde (etwa beim Wedeln der Fliegen) und von da durch die Zugluft des Kellerloches in den Keller getrieben wurde, wo es bis auf den heutigen Tag noch schwebend und für andere subtile Seher auch noch sichtbar, sich erhält.

Theilweise möchte es aber wohl schon bereits zerplatzen, daher jene Töne, die Herr P. als wie hinter einem Fasse hörte u. s. w."

Endlich werden die Gewöhnlichen, aber sehr Verständigen, sagen: wir, die wir den Nagel stets auf den Kopf treffen, wissen ganz gewiß: daß Herr P. diese Erscheinung blos in Folge exaltirter Phantasie hatte. Man möge sagen was man wolle, so erfuhr Herr P. schon oft, daß der Aberglaube einen so gestaltet seyn sollenden weiblichen Geist in den Gewölben des alten Stiftes zu Oberstenfeld wandern läßt. Mit diesem Gedanken (war er auch dessen unbewußt), kam Herr P. an jenem feier=

lichen Morgen in den düstern Keller, was Wunder, daß seine Phantasie alsdann dort einen solchen Spuk zu sehen glaubte? Aber wir rathen Herrn P., besorgt um sein ferneres Fortkommen unter Menschen von Aufklärung und Bildung, diese Geschichte, erzählt er sie, nur wenigstens fortan immer mit der Klausel, zu erzählen, daß er weit entfernt von dem Aberglauben seie, diese Erscheinung für eine Realität anzusehen, daß er, je mehr er über sie mit seinem Gehirne nachdenke, je mehr finde, daß sie wohl einzig eine Sinnestäuschung und Einbildung von ihm gewesen seie *).

Wir sagen hier den Verständigen: Auch angenommen, daß Herr P. mit aufgeregter Phantasie, (was aber gar nicht so ist), in jenem Keller gekommen und nur Kraft dieser und der Einbildung, jene Erscheinung dort gesehen hätte, so hätte er sie nicht so bestimmt, nicht so lange und nicht zum zweitenmale gesehen.

Er sah die Gestalt mit bestimmter Kleidung, die er genau bezeichnete, sie ging langsam an ihm vorüber, er sah sie durch das Gewölbe die Staffeln hinauf gehen, er sah auf den Staffeln sie auf ihn warten; er sah ganz deutlich, das Kind, das er als wunderschön beschrieb, auf

*) Möchte Herr P. sich das Geschwätz der Zweifler doch nie zu Herzen gehen lassen! Möchte er diese Geschichte doch allen so offen erzählen, wie er sie Eschenmayer, Dr. Titot und mir erzählte, sollte er auch die Spötter und unberufen Fragenden, dadurch daß er in ihre Idee eingeht, sich bälder vom Halse schaffen! —

ihrem Arme, er wollte sie ansprechen, konnte aber nicht, nicht aus Schrecken, den er das erstemal nicht fühlte, sondern weil er in einen Zustand unvollkommenen Rapportes mit dem Geiste versetzt ward. Herr P. sah den Geist nach mehreren Tagen noch einmal, und eben so lange und eben so deutlich, jetzt nur in anderer Farbe der Kleidung und nun erst mit Schrecken, der ihn aber nicht vorher, sondern dann erst anwandelte, als ihm der Geist schon erschienen war.

Doch genug!!

Obiges sind die Erklärungen der Verständigen, Scharfsinnigen und Geistreichen, die, wenn auch noch so abgeschmackt, noch so an den Haaren herbei gezogen, doch denselben immer willkommener, immer glaubwürdiger sind, als die Existenz solcher Geister, die nun einmal in ihre Systeme nicht passen.

Ehe der Verstand des Menschen, der sich seinen Gott, seinen Himmel und seine Hölle, nach seinem Belieben und seinen Wünschen immer gerne selbst konstruirt und gerne überall die ihm so ganz bequeme Gnade und Liebe Gottes vor sich herschiebt, sich so gefangen nimmt, an das zu glauben, was Kraft seines Stolzes und seiner Lebenslust, ihm zu glauben, so höchst unangenehm und widrig ist, beschwört er lieber alle Künste des Scharfsinns und der Dialektik, kann er sich dadurch nur in diesem kurzen Moment des Lebens eine ihm bevorstehende Zukunft anschwatzen, die seinen Wünschen und Gefühlen in diesem Leibe entspricht.

Wohl fällt es auch dem Stolze des Menschen gar schwer, zu glauben, daß er einst in einen Zustand komme, in dem die Richtigkeit seines Innern erst ans Licht trete, wo die Maske fällt, unter der er sich hier im Leben zu verstecken und auf dem Markte zu glänzen suchte. Schwer auch fällt es dem sogenannten Geistreichen, an Geister zu glauben, die sich nicht geistreich zeigen.

Jeder Mensch sollte es nach dem Tode doch wenigstens zur geistreichen Erkenntniß eines Hegels gebracht haben. Nun aber kommen Geister läppisch und albern, wie die der Seherin von Prevorst, die nach Bibelstellen und Gesängen schmachten, beim Namen Jesu heller werden und behaupten, daß nur in diesem Friede und Freude zu finden sei. An solche Geister können Geistreiche nun vollends gar nicht glauben, und es sind solche Erscheinungen ihnen nur Produkte der kranken Phantasie einer von einem würtembergischen Schulmeister einst gut dressirten Schülerin.

Und kommen nun Geister, die viel ärmer und verlassener sind, als je wohl Geister im Leben sich zeigten, so ist ihnen eine solche Geisterwelt Gottes unwürdig und sie müßten, wäre eine solche Geisterwelt wirklich existirend, an der Weisheit ihres Schöpfers zweifeln: denn Geister meinen sie, sollen sich entweder gar nicht, oder so zeigen, daß sie sich und ihrem Schöpfer Ehre machen.

Das heißt aber gar nichts, als Gott und die Natur bemeistern wollen!

Nehmen wir einmal den Fall an, es wäre möglich, daß jene Geschöpfe auf unserer Erde, die eine Uebergangsstufe bilden und die sich gleichsam auch in einem Mittelzustande befinden, z. E. Phoken, Fledermäuse, Megatherien, so beschaffen wären, daß sie nur von wenigen Menschen mit gewisser Nervenbeschaffenheit gesehen und entdeckt werden könnten, von den andern nicht, würden letztere über die Beschreiber und Behaupter solcher Geschöpfe nicht auch wie die Recensenten über die Seherin von Prevorst herfallen und schreien: „ein Geschöpf, das halb Maus halb Vogel, ein Geschöpf, das halb Kalb halb Fisch seyn soll, wäre des Schöpfers unwürdig, der nirgens in der Natur unbehülfliche, verstümmelte Halbheiten hervorbringt, solche Erscheinungen sind Geburten kranker Phantasie, und wären sie wirklich vorhanden, was aber zu glauben, die höchste Albernheit ist, so würden wir an der Weisheit ihres Schöpfers zweifeln ? ? —

Aber — jene Geschöpfe existiren nun einmal, mein Lieber! trotz deines Glaubens und Dafürhaltens, und du sollst darum nicht an der Weisheit ihres Schöpfers verzweifeln, sondern niederfallen in Demuth, anbeten und sprechen: was ich jetzt hier im Staube mit dem Auge eines Maulwurfs für noch so große Disharmonie halte, wird mir auch einst, fällt mir die Schuppe von diesem Maulwurfsauge, Harmonie werden.

Und so ist es auch mit jenen unbehülflichen Geistern! Lieber! sie sind da! mögest du sie in deinem Sinne des Schöpfers noch so unwürdig erachten, mögest du

dich noch so geistreich mit deinem Geiste gegen sie sträuben! Da sind sie gegen alle Systeme noch so gelehrter, noch so scharfsinniger, noch so geistreicher Menschen! Da sind sie in Wahrheit, so wahr, wie die unbehülflichen Puppen da sind, aus denen sich langsam die Schmetterlinge entfalten. Da sind sie und ihr könnt es nicht ändern, ihr könnt gar nichts thun — als sie nicht glauben und gegen die, so sie glauben, mit all euren Künsten der Dialektik, Schreibfertigkeit, Witz und Scharfsinn, ankämpfen, was aber freilich die Existenz dieser Geisterwelt nicht zu nichte macht, die treibt ihr Wesen fort, sich nichts kümmernd um all euer geistreiches Thun. —

Gegen die Einwürfe Geistreicher: daß die Geister der Seherin von Prevorst zu albern und geistlos seien, um Geister zu seyn, und daß, würde es solche Geister geben, man an der Weisheit ihres Schöpfers zweifeln müßte: die Geister müßten sich entweder gar nicht, oder so zeigen, daß sie sich und auch ihrem Schöpfer Ehre machen, gegen diese Einwürfe sagte schon früher ein Anderer:

„Hierauf ist nichts zu erwiedern, als, falls ein Recensent bei leiblichem Leben eine Recension fertigte, die nicht gerathen wäre, man hieraus keinen Einwurf gegen die Weisheit des Schöpfers ziehen könnte, und folglich auch dann nicht, falls dieser Recensent subito in's Reich der Abgeschiedenen trete, ohne früher eines Bessern sich belehrt zu haben. Der Herausgeber der Seherin von Prevorst hatte darum wohl Recht, wenn er voraus-

sagte, daß viele Menschen es ihm übel nehmen würden, wenn er diese (wohl zu merken: im Mittelreiche, theils zur Sühne und Läuterung, theils zur Strafe noch seiende) Geister in ihrer Erbärmlichkeit (als wahrhaft arme Seelen) ihnen zeigt, und daß dieser Geisterzug wahrlich kein poetischer, sondern ein ganz trivialer Zug aus dieser Welt ist, in welche solche Menschen nur ohne Larve hinübergingen." *)

Es kann aber hierauf noch folgendes gesagt werden: eben so gut könnte man entgegnen: „Menschen müssen sich in dieser Welt entweder gar nicht, oder so zeigen, daß sie sich und ihrem Schöpfer Ehre machen."

Dies wäre nun allerdings sehr löblich und erfreulich, der geneigte Leser weiß aber selbst gar wohl, wie sich in dieser Welt das Ebenbild Gottes so oft zu einer scheuslichen oder albernen Fratze entstellt, verzweifelt aber wohl darum nicht an der Weisheit des Schöpfers. Ja! blicken wir in den Spiegel, wir werden wohl an uns selbst gar viele Züge finden, die dem Bilde Gottes sehr unähnlich sind.

Folgende entstellte Ebenbilder Gottes, die weder in einen Himmel noch für eine Hölle taugen, aus meiner eigenen Bekanntschaft, führe ich hier dem geneigten Leser als Beispiele vor, er wird sie wohl mit einer noch größern Reihe aus seinem Leben zu vermehren wissen.

Herr F. wurde achtzig Jahre alt, er war ein Geizhals. Sein Geld und der Schaden Anderer, war seine Freude, und diese Freude seine einzige Innigkeit.

---

*) S. das Inland No. 16. 16ter Jan. 1830.

Als er einstmal vor einer Schmiede stand, vor der ein weißglühender eiserner Reif lag, rief er ein Kind, das vorüber ging, herbei und sagte zu ihm mit verstellter Freundlichkeit: hebe mir doch da diesen Reif auf! das Kind, die Gluth des Eisens nicht kennend, hob den Reif schnell auf und verbrannte sich die Hand bis aufs Bein. Herr F. lachte laut auf. Als er nicht mehr aus dem Hause konnte, stellte er sich oft zu seinem Vergnügen hinter den Fensterladen und spritzte mit einem Spritzchen, Dinte, oder stinkende Jauche, auch einmal Vitriolsäure heimlich, damit man nicht wußte, woher es kam, auf die Vorübergehenden, oder schoß mit Bolzen aus einem Rohr nach ihnen.

W. wurde siebenzig Jahr alt. Sein Wein war seine einzige Innigkeit. Als er im Sterben war, mußten seine Leute ihm seine Weine im Keller abstechen und ihm die noch nassen Stäbe vor's Bette bringen, die er dann befühlte, um zu erkennen, wie viel Vorrath noch in jedem Fasse seie.

Der Wein der triefenden Stäbe mischte sich mit seinem Todesschweiß. Krampfhaft im Todeskampfe packte er noch einen solchen Stab mit den kalten Fingern und hielt ihn noch — als Leiche.

Der würtembergische lutherische Prälat W., welcher zu Maulbronn starb, war ein alberner eitler Geck. Er hatte das Recht, alle Jahre dem katholischen Bischofe zu Bruchsal einen Besuch machen zu dürfen.

Zu dieser Feier erfand er sich selbst eine Prälatenuniform, sie war ein weißer Frack mit schwarzen Börtchen eingefaßt. Als das Kleid fertig war, hatte ihn Krank-

heit überfallen und er konnte es nicht mehr an den Leib bringen. Er ließ sich nun das Kleid an sein Bett aufhängen, so daß er es immer im Auge haben konnte; und mit innigem Lächeln hielt er seine Augen auch, als sie schon im Tode brachen, noch fest auf das Kleid gerichtet, bis er verschied. Man hätte auf ihn Schillers Vers parodiren können:

«Und so saß er eine Leiche
Eines Morgens da,
Nach dem Fracke, noch das bleiche
Stille Antlitz sah.»

Frau P. war durch ihr ganzes Leben voll Haber, Zank und Bosheit. Sie war die böseste Stiefmutter, die man sich denken kann. Ihre Stiefkinder quälte sie bis auf den Tod. Eines schlug sie zum Krüppel und ein anderes floh wegen ihr nach Amerika. Als sie ihren Mann ins Grab gezankt hatte und sie verlassen war, nahm eine Stieftochter sie zu sich und that ihr alles Gute. Frau P. schien sich aber ihrer Wohlthaten zu schämen und behauptete gegen Jedermann, selbst gegen die Tochter, sie gehe sie gar nichts an, sie seie nicht einmal ihre Stieftochter. Sie arbeitete die ganze Woche hindurch an keinem Tag, aber Sonntag Morgens kam sie jedesmal pünktlich mit ihrem Spinnrocken und spann unter Schimpfen auf die andern, die nicht arbeiteten, den ganzen Tag fort.

Durch den kleinsten Widerspruch in Zorn gebracht, sagte sie oft zu ihrer Umgebung: noch nach meinem Tode will ich ein Gesicht (eine Fratze) an euch schneiden.

Als sie auf dem Todtenbette lag und der Geistliche zu ihr sagte: „Frau Räthin, wie ist es Ihnen:“ antwortete sie: „wie wird es mir seyn? — wie der Laus auf dem Kamme!“ Als sie den letzten Athemzug gethan hatte und schon eine Viertelstunde lang von allen Freunden für völlig todt gehalten wurde, verzog sich ihr Gesicht auf einmal auf das allerscheuslichste, es zog sich auf einmal wie in einen Knaul zusammen, der dann eben so schnell wieder aus einander fuhr und die Gesichtszüge in furchtbarer Verzerrung zurückließ, so daß die Anwesenden vor Entsetzen aus dem Zimmer sprangen. Das war die ihnen oft angedrohte Fratze.

Stadtrath F. zu G — n hatte eine fleißige Frau, plagte sie aber mit seinem wüsten Geize dergestallt, daß sie nur seine Dienstmagd oder vielmehr sein Lastthier zu seinem Gewerbe war. Alles was sein Haushalt erforderte, zwang er sie einzig durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen. Mit einer Last, die sie einmal herbei schleppen mußte, stürzte sie die Treppe hinab und blieb auf der Stelle todt. Als sie noch als Leiche im Hause lag, erschien sie nächtlich einer Schwägerin, die mehrere Tagreisen vom Orte wohnte und noch nichts von ihrem Tode wissen konnte, und sagte dreimal nur die Worte: „in meinem Strohsacke!“ Als man auf der Schwägerin Veranlassung in diesem nachsuchte, fand man in ihm ein blechernes Büchschen und in demselben etlich und zwanzig Kreuzer. Diese wurden dem Manne, dem Geizhalse, zugestellt. Wenige Monate hernach starb dieser und unerwartet, weil man ihn, der Behandlung seiner Frau

nach, für arm hielt, fand man in seinem Kasten eine ganz bedeutende Summe baaren Geldes in Silber und Gold.

Haben wir nun die unumstößliche Wahrheit recht begriffen: daß wenn wir im Tode Fleisch und Bein abstreifen, doch noch in Geist und Seele das unzerstörbare Moralgesetz zurückbleibt, und denken wir nun dem Geist und der Seele jener und anderer ihnen gleichen Menschen nach, was für ein Bild können diese uns dann nach dem Tode geben, wo auch noch die fleischerne Larve, unter der sie noch so manches Alberne oder Scheusliche verbergen konnten, von ihnen abfiel und sie in ihrer nakten Erbärmlichkeit dastehen? Jene falschen Neigungen oder jene Bosheiten, streiften sie ja nicht mit dem Körper ab, sie sind ihrer Seele eingeprägt und bleiben in dieser auch noch nach ihrem Tode bis zur Läuterung aus sich selbst.

Nicht im mindesten wundert mich daher, wirft jener Herr F., noch jetzt an sein Haus gebannt, wo sein Schatz und sein Herz war, nächtlich als Spukgeist (den Charakter eines solchen hatte er am Leben) die Vorübergehenden mit Speiß oder Sand. Nicht im mindesten wundert mich, wandert jener Herr B. noch jetzt alle Nacht an den Fässern klopfend durch seinen Keller, oder wird jener alberne Herr Prälat W. in der Mitternachtstunde mit schwarzen Rossen, in weißer Kutsche mit weißem Fracke, zu Maulbronn wie durch den Klosterhof fahrend gesehen, als ging es zu dem durch den Tod verhinderten Besuche bei dem Prälaten zu Bruch-

sal im sehnlich gewünschten Kleide. Nicht im mindesten wundert mich, sieht man in jenem Hause, in dem Frau P. starb, an manchem Sonntag eine scheußliche Geistin am Rocken spinnen.

Und was soll ich bei der Geschichte des Herrn F., jenes Geizhalses, sagen? die erbärmlichen Kreuzer, die man im Strohsacke jener abgearbeiteten Frau fand, waren wohl ein Nothpfennig, den sie vor dem habsüchtigen Manne versteckt hatte, und da die Behandlung des Mannes machte, daß Erwerb von Geld ihr einziges Sinnen im Leben war, so hing sie auch noch nach dem Tode an solchem, ihr Geist konnte sich noch nicht davon losmachen, auch die wenigen Kreuzer (für sie im Leben ein großer Schatz) mußten noch ihrem Manne zugewandt werden. Vielleicht fühlte sie auch Unruhe, sie versteckt zu haben. Nicht im mindesten aber wundert mich, sieht man jenen Geizhals jetzt nach seinem Tode oft nächtlich in der Sterbekammer seiner Frau, Kreuzer zählend, auf einem Strohsack sitzen.

Es ist eine unumstößliche Wahrheit, was Jakob Böhme so vortrefflich sagte und was auch in der Seherin von Prevorst, für die Geistreichen allerdings vergebens, angeführt wurde:

„So nun der Leib zerbricht und stirbt, so behält die Seele ihre Bildniß als ihren Willensgeist; jetzt ist er zwar von dem Leibesbilde weg: denn im Sterben ist eine Trennung; alsdann erscheinet die Bildniß mit und in den Dingen, was sie allhier hat in sich genommen, damit sie ist inficirt worden (die sie in sich hineinbilden

ließ), denn denselben Quell hat sie in sich. Was sie allhier liebte und ihr Schatz gewesen und darin der Willensgeist einging (imaginirte); nach demselben figurirt sich nun auch die seelische Bildniß (nicht blos als Reminiscenz, sondern vermöge wirklichen Rapports). Hat einer bei Lebzeiten sein Herz und Gemüth z. B. in Hoffarth gewendet, so quillet derselbe Schatz im Seelenfeuer in der Bildniß immer auf und fährt über die Liebe und Sanftmuth, als über Gottes Freiheit aus, und kann diese nicht ergreifen noch besitzen, sondern quillt also in solcher (tantalischen) Angstqual und figurirt sich der Willensgeist immer nach den irdischen Dingen, darin sein Wille ging (und deren Rapport er bei Leibes Leben nicht wieder aufgehoben hat), glänzet also damit im Seelenfeuer und steiget immer in Hoffarth auf und will im Feuer über Gottes Sanftmuth ausfahren, denn er kann von keinem andern Willen schöpfen und (wenigst sich selber überlassen) nicht in das heilige Mysterium eingehen, darin er möchte einen andern Willen fassen, sondern er lebt nur blos in sich selber und hat nichts, mag auch nichts erreichen, als was er bereits im äußern Leben in sich gefaßt (und was sich jetzt oft noch magisch in ihm zu fassen fortfährt). Und also geht es auch einem Geizigen, welcher in seiner Bildniß die Geizsucht magisch hält und der immer viel haben will und dem immer in seinem Willengeist das figurirt wird, damit er bei Leibes Leben umging; weil ihn aber dasselbe Wesen verlassen und sein Wesen nicht mehr irdisch ist, so führt er doch

den Willengeist in dieser Gestalt, plagt und quälet sich doch damit (und wohl auch Irdisch-Lebende) die er mit seiner Magia inficiren kann, so daß auch diese, wachend oder träumend, Gesichte von Schätzen haben.» *)

Noch alberner erscheint aber den Geistreichen, wenn in den Geschichten der Seherin von Prevorst und in andern Geistererscheinungen, Geister die Menschen waren, nun in Gestalt von Thieren sich zeigen. Möchten diese Geistreichen mir doch Beweise geben, daß es nicht Menschen giebt, die ihrem Gemüthe nach nicht eben so bestialisch oder noch bestialischer als Thiere sind.

Boetius sagt und ich will es nach einer alten Uebersetzung geben: «ich bekenne und sehe, daß es nicht unbillig gesagt werde, die Lasterhaften, ob sie gleich menschlichen Leib behalten, so werden sie doch, was das Gemüth betrifft, in Thiere verwandelt. Ist einer ein gewaltsamer Räuber und begierig, anderer Güter zu haben, von dem mußt du sagen, daß er einem Wolfe gleiche.

«Ist einer wild und kann nicht ruhen, bis er mit seiner Zunge Zank anrichtet, der ist mit einem Hunde zu vergleichen. Ist einer ein heimlicher Nachsteller, macht Kreuz- und Querzüge bis er den andern betrügt, der ist einem Fuchse gleich. Ist einer in garstigen und unflätigen Begierden ersoffen, der hat einer Sau Gemüth. Ein Mensch, den die Frömmigkeit verläßt, der

---

*) S. Franz Baader Fermenta cognitionis 4tes Heft p. 47. und Böhms Menschwerdung Christi 3ter Theil.

hört auf ein Mensch zu seyn und indem er nichts Göttliches theilhaftig werden kann, so wird er in eine Bestie verwandelt. Unter der Menschenhaut liegen viele Thiere verborgen.»

Nach dem Tode, wo diese Menschenhaut abfällt und nur das Innere, was der Seele angehört, übrig bleibt, da kömmt das Thier zum Vorschein, da muß jene Figurirung Statt finden, da können thierische Gemüther sich in Thiergestalten figuriren, in Lichtgestalten guter Engel doch gewiß nicht.

Plato sagt in seinem Phädon:

«Gewiß ist es aber auch, daß es nicht Seelen der Frommen sind, sondern der Gottlosen, die gezwungen werden, so umher zu irren und für ihr vergangenes ruchloses Leben die Strafe leiden. Endlich, nach vielem Umherirren, nehmen sie aus Liebe zum Körperlichen, das ihnen immer anklebt, wieder einen Körper an, und wie es sich schickte, dieselben Sitten, an welche sie sich in diesem Leben gewöhnt haben «

«Die der Schlemmerei, der Ueppigkeit, den groben Wollüsten ergeben gewesen und sich nichts versagt haben, geziemt es diesen nicht. Leiber von Eseln und andern solchen Thieren anzunehmen? Denen aber, die vorzüglich in ihrem Leben Ungerechtigkeiten, Tyrannei und Raub geübt haben, Leiber von Wölfen und Raubvögeln?»

Ich betrachtete einmal eine Sammlung wilder Thiere. Der Herr derselben machte besonders auf zwei Wölfe aufmerksam, die zusammen in einem Käfig eingesperrt

waren, mit einander spielten, sich liebkosten und im besten Einverständniß zu leben schienen. Der Herr sagte: diese zwei Wölfe aus dem Karpatischen Gebirge, leben mit einander immer in innigster Freundschaft bis zum Fressen. Ich begriff im Augenblick nicht, was der Mann damit meinte, als er aber den Thieren, den Zuschauern zur Belustigung, das Futter gab und nun auch in den Behälter dieser Wölfe ein Stück Fleisch warf, da begriff ich auf einmal was er meinte: denn nun fuhren diese Freunde bis zum Fressen wie rasend über einander her, zerrten sich wechselweise das Stück Fleisch aus dem Maule und bissen sich einander unter scheuslichem Gebrülle bald in die Schnauze, bald in den Rückgrat, bald in den Schwanz.

Der geneigte Leser verwandle diese Thierbilder in Menschenbilder und sie werden ihm auch schon im Leben vorgekommen seyn.

Ja! mit diesem gefallenen Ebenbilde Gottes, mit dem Menschen, steht es nach diesem Falle noch schlimmer als er in seinem Stolze vermeint. Er demüthige sich, er erkenne, daß neben dem Funken Gottes, in ihm auch das Thier ist, das diesen verfinstert und suche dieses noch im Leben in sich zu tödten: denn nach dem Tode ist es zu spät, da tritt es dann erst aus ihm heraus.

Luther schreibt in seinen Werken: (Tom. 9. Alt. f. 701.) „Es wird über die Stätte gestritten, wo die Seelen ihren Aufenthalt nach dem Tode haben.“

„Augustinus im Enchiridio ad Laurentium sagt, solcher Verwahrungsort seie verborgen und seine Worte

sind dort: In der Zeit, die zwischen dem Tode des Menschen und der letzten Auferstehung ist, befinden sich die Seelen in etlichen verborgenen Behältnissen, je nachdem eine jegliche Seele entweder der Ruhe oder des Jammers werth ist, für das so sie im Fleisch erlangt hat, da sie lebte.»

In seinen Werken (Tom. 9. Alt. f. 702) sagt Luther: «Ob die Seelen der Gottlosen alsbald nach dem Tode gepeinigt werden, kann ich nicht gewiß sagen, obwohl das Exempel des reichen Mannes hiervon zeuget. Aber in der andern Epistel Petri am 2ten Kap. V. 4. stehet ein Spruch der straks dawider ist, nämlich daß er spricht: Die bösen Engel werden zum Gerichte behalten, und lauten die Worte St. Pauli an die Korinther 2tes Kap. V. 1. auch dawider, da er sagt: wir müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, auf das ein Jeglicher empfahe, nachdem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es sei gut oder böse.»

Es ist merkwürdig, das Luther zwischen den Schriftstellen 2. Pet. 2. Kap. V. 4. und 2. Kor. 5. Kap. V. 10. und dem Gleichnisse vom reichen Manne, Luc. 16. 23., einen Widerspruch findet, weil jene Schriftstellen bezeugen, es solle erst nach dem jüngsten Tag das rechte Gericht gehalten und alsdann einem Jeden nach seinem Thun vergolten werden, das Gleichniß von dem reichen Manne aber dafür spricht, daß auch schon vor dem jüngsten Tage und Gerichte, die abgeschiedenen Seelen ihre Belohnung erhalten sollen.

Dieser Widerspruch nun, kann ohne Zulassung eines

Mittelzustandes der Seelen nach dem Tode, sowohl der Gottseligen als der Gottlosen, nicht gehoben werden, in welchem dann Buße und Reinigung von den ihnen noch inwohnenden irdischen Schlacken Statt findet, was auch der Glaube vieler Kirchenväter ist und was auch noch von allen Menschen, die in die Kreise des Innern traten, wo ihnen die Wolke des Scheinlebens verschwand und sie in innige Naturverbindungen traten, geschaut und behauptet wurde.

Das so oft schon für die Unsterblichkeit als Symbol gebrauchte Bild der Raupe, weist uns auch dahin.

Aus der Raupe entsteht nach dem Hinsterben nicht sogleich der Schmetterling, sondern es geht diesem ein langer Zwischenzustand, der der Puppe, voraus.

In diesem, sich selbst anheim gestellt, ohne die gewöhnliche irdische Ernährung, abgeschlossen vom Sonnenlichte und dem Grünen der Flur, gleichsam in einem Lande der Schatten und des Todes, bildet sich nach und nach der Schmetterling, der um so vollkommener und glänzender sich entfaltet, je mehr Stille und Dunkel den Ort der Verwandlung umgab.

Diejenigen, welche vermeinen, sogleich nach dem Tode in einen Sternenhimmel voll Seligkeit aufgenommen zu werden, diejenigen, welche uns vorwerfen, daß wir vor Sternschnuppen die Sterne nicht sehen, möchten sich wohl gerade so täuschen, als der Wanderer sich täuscht, der ein glänzendes Schloß auf der Höhe erblickt und sich der baldigen Aufnahme in dasselbe erfreut, dem aber das tiefe

finstere Thal noch bedeckt ist, das er erst zu durchgehen hat, bis er jenen Glanz erreicht.

Wohl ist mir bekannt, daß die sogenannten Verständigen und auch die sogenannten Geistreichen, dieses und überhaupt unsern Glauben, Phantasterei nennen.

Möchten sie doch bedenken, wie nicht unsere Phantasie, sondern ein ganz naturgemäßer Weg uns zu diesem Glauben führte!

Viele Erfahrungen glaubwürdiger Menschen, die Erscheinungen magnestischer Zustände, aus welchen bis zur geschichtlichen Evidenz erhobene Thatsachen hervorgingen und manche Andeutungen göttlicher Offenbarung, waren unsere Wegweiser, ganz gegen unsere eigene Phantasie.

Dagegen nehmen diejenigen, die uns Phantasten nennen, ihren Himmel und ihre Hölle aus ihrem eigenen, eitlen Wissen und aus ihrer durch Weltbildung irren Phantasie.

Auch ihnen sind Geistererscheinungen willkommen, aber nur in Novellen und Romanen, und sie sind die starken Geister, die bei wirklicher Erscheinung eines Geistes in Wahnsin versetzt würden, ihr Glasschädel und ihr ganzes Wissen und Wesen würde dadurch zu mächtig zerrissen. Aber mit welchem Verwundern werden um so mehr sie dereinst nach dem Verschwinden ihrer Isolirung durch den Tod, in einem von ihnen so streng verworfenen, nie geglaubten, Zustande erwachen!!

II.

Nachstehende Geschichte von Herrn F — n, einem wahrheitsliebenden Manne, ruhig, unbefangen und umsichtig aufgefaßt und erzählt, stimmt mit den Aeußerungen der Seherin von Prevorst überein und bestätigt das Erscheinen guter Genien dem Menschen zum Trost und zur Hilfe.

Es ist herzergreifend, in dieser Geschichte zu lesen, wie eine von Menschen verlassene Wittwe, durch Armuth und andere Leiden zur Verzweiflung gebracht, durch ein überirdisches Wesen getröstet wird, das ihr, als sie im Schweiße ihres Angesichts ihren Acker bebaut, auf demselben in Gestalt eines jungfräulichen Mädchens erscheint, sich vor der Arbeitenden niedersetzt und sie zur Ausdauer in Gott hinweist und so die Schwerleidende, Verzweifelnde wieder aufrichtet und in's Leben führt.

Bei dieser Erscheinung finden die Geistreichen alle Gelegenheit, auch sie für nichts anderes, als für ein durch früheren Schulunterricht in der Wittwe gebildetes, nun durch Kummer und Schmerz aus ihr herausgetretenes phantastisches Bild zu erklären. Denn auch hier spricht die Erscheinung nicht geistreich und gebildet, sondern ganz einfältig und kindlich in Liederversen und Bibelstellen, wie ein frommes Dorfmädchen, ganz nach den Begriffen und der Fassungsfähigkeit jener Wittwe.

Jene Kieserischen Ansichten von solchen Erscheinungen hatte ich auch, als ich noch die Universitäten be-

suchte, Erfahrungen und Ernst des Lebens aber, ließen mich von ihnen bald ganz anders denken.

Mögen aber die Geistreichen, Wissenschaftlichen und Scharfsinnigen auch diese Erscheinung deuten wie sie wollen, immer bleibt diese Geschichte eine, innige Herzen tief ergreifende, und wäre jenes Geistermädchen auch nur der Genius jener armen Wittwe selbst, er ist in seiner Einfalt und Geistesarmuth doch immer geistreicher und Gott wohlgefälliger, als der Dämon manches hochgepriesenen Geistreichen und Scharfsinnigen.

Damit aber die Annahme gewisser Geistreichen, als könne eine solche Geschichte nur der Phantasie « einer von einem würtembergischen Schulmeister dressirten Schülerin » begegnen, in ihrer Richtigkeit erkannt werde, so gehe die nachstehende ähnliche Geschichte, die sich mit einem « tiefgründenden Forscher der innern Natur des Menschen, so wie der ihn umgebenden äußern Natur » mit Sir Humphry Davy ereignete, der Geschichte jener armen Wittwe voran.

« Sir Humphry Davy (man suche Conralations in Travels, or the last days of a Philosophe, by Sir Humphry Davy 1830 p. 69 — 72) erzählt in einem Werke, das er kurz vor seinem Tode geschrieben, von einer Erscheinung, die ihm einst auf wundervolle Weise die verlorenen Kräfte wieder gegeben und ihn am Leben erhalten. Er war mitten in seinen kräftigsten Jugendjahren vom gelben Fieber befallen, und lag so hart darnieder, daß die Aerzte die Hoffnung zu seiner Wiedergenesung aufgaben. Da erscheint ihm, in dem Zu-

stand des Hinscheidens, eine lieblich jugendliche Gestalt, die er später immer seinen guten Engel (Genius) nannte. Fünf und zwanzig Jahre vergingen, seitdem er jene Erscheinung hatte, und noch waren ihm die Umrisse des schönen, jungfräulichen Wesens so gegenwärtig, als hätte er es erst heute gesehen. Lebendig gegenwärtig, das von frischem Jugendroth gefärbte Angesicht, das mildblickende, lasurblaue Auge.

Dieser weibliche Schutzgeist denn kommt, wie ein pflegender, die Schmerzen stillender Besuch, zu der Seele des scheinbar Sterbenden, schon seine Gegenwart, noch mehr seine tröstenden Gespräche, voll geistig hohen Inhaltes, erregen Gefühle, welche der Seele die Kraft zum Leben und Wirken wieder geben; der Kranke genest, weniger durch leibliche Heilmittel als durch diese psychischen, welche der sonderbare Krankenbesuch ihm darreicht, der ihn, während der größten Gefahr, fast nie verläßt, und erst bei der Genesung verschwindet. Ein Besuch wie aus einer fernen künftigen Welt; denn in der ihn umgebenden Gegenwart kannte Davy keine ähnliche Gestalt. Seine Neigungen waren damals eben auf ein wirklich lebendes, weibliches Wesen gerichtet, das auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dieser Erscheinung hatte, vielmehr in Manchem das Gegentheil von dieser war. Zehn Jahre hernach, auf einer Reise an den Küsten des adriatischen Meeres, begegnete ihm zum erstenmale die Gestalt «seines guten Engels» als wirklich lebendes Mädchen. Doch nur auf einige schnell vorübergehende Blicke, gleichsam als wollte

sie ihn nur an ihre ehemalige Bedeutung in seinem Leben erinnern und auf ihre noch künftige Bestimmung ihn vorbereiten: denn abermals zehn Jahre hernach, zwanzig Jahre nach der ersten Lebensrettung, als ihn wieder eine schwere Krankheit dem Tode nah gebracht, da nimmt sich seiner, pflegend und tröstend, ein wirklich lebendes weibliches Wesen an, das so ganz seiner ehemaligen rettenden Erscheinung glich, daß es schwer zu entscheiden gewesen, ob es das Urbild oder das leibliche Abbild derselben genannt werden sollte. Es erwachten von neuem jene Gefühle, welche der Seele die Kraft zum Leben und Wirken zurückgeben und sie wieder in die fast schon verlassene Leiblichkeit zurückführen." Man suche Schuberts Geschichte der Seele. 1ster Thl. S. 453 — 454.

Den 25sten Mai 1829, drei Tage nach dem Himmelfahrtsfest Mittags vor 12 Uhr, ging Thomas Felgers Wittwe von Schorndorf, die 58 Jahr alt ist, auf ihr Gemeindegütchen um Grundbieren zu felgen. Um 1½ Uhr hatte sie etliche Reihen gefelgt, da kam ein junges Mädchen zu ihr, sie dachte, es könnte 14 Jahre alt seyn — angezogen mit einem schwarz tuchenen Kittel, einem kurzen Rock, großem weißen Halstuch, feinem weißen Schurz, weißen Strümpfen und saubern Schuen. Ihr Haar war ohne Haarband und ohne Kamm, glän-

zend und zierlich aufgemacht. Ihr Angesicht schneeweiß doch waren die Wangen geröthet. Sie kam auf die Wittwe zu, stellte sich vor dieselbe hin und sprach: «Helf Gott! Hackst Du?» — die Wittwe antwortete: «Ich felge.» — das Mädchen erwiederte, «das ist fast einerlei;» sah dann aufwärts und rings umher, so daß die Wittwe die Frage an sie richtete: «Sucht Sie Jemand? — oder sucht Sie ein Gut?» — das Mädchen antwortete: «Nein! ich suche Niemand; hier gefällt es mir.» Darauf sah sie die Wittwe ernsthaft an, deutete gen Himmel und sprach: «Ach nicht Sie soll man sagen, denn wir haben alle einen höhern Herrn über uns, zu dem wir Alle sagen: Unser Vater, der Du bist im Himmel; — und wir Andern, die wir an Jesu Christo glauben, sind Brüder und Schwestern in Ihm.» Hierauf setzte sie sich auf des Nachbars Gut und sagte: «Warum so allein? — Wie geht es Dir?» Antwort: «Seit dem ich Wittwe bin, geht es etwas hart, auch war ich lange krank, das hat mich viel gekostet, so daß ich Niemand um den Lohn mitnehmen und mir helfen lassen kann, sondern sparen muß.» Das Mädchen entgegnete: «Ach, Du sollst Dich nicht so sehr angreifen, auch nicht so klagen wegen der Krankheit und den Unkosten, das ist ein Gnadenruf Gottes gewesen, der Dir viel mehr Glück und Segen bringt. Der liebe Gott stärkt Dich; sei ihm stets dankbar, singe und bete fleißig und hoffe auf ihn, Er wird Dir helfen aus der Noth!» Sie legte der Wittwe noch weiter aus, wie sie der Herr so treu geführt habe und sagte: «O dank es ihm, dem Führer

Deines Lebens, hat er Dich nicht bisher treu geführt? Und endlich wird ein Dank daraus, wenn ich ausgeweinet; und mein Herz wird wie ein Haus, dem die Sonne scheinet. O! da ist dem Herzen wohl, weil Gott Trost gewähret, und er gießt mir wieder voll was ich ausgeleeret. Es ist lauter Liebe von dem treuen Heiland, damit will er Dich zu sich ziehen, Du mußt ihm nur treu bleiben und ja nicht wanken. Nun wollen wir mit einander znm Lobe Gottes das Lied singen: «Lobe den Herrn den mächtigen König der Ehren.» Die Wittwe äußerte: «sie könne nicht gut singen, es wäre ihr aber lieb, wenn sie allein sänge, gern wolle sie selber zuhören.» Das Mädchen sagte: «es sei ihr auch recht, sie solle nur recht darauf merken.» Nun sang das Mädchen das Lied sehr lieblich und immer mit zum Himmel gerichtetem Angesicht, so als ob der Heiland vor ihr stände, nachher sagte sie zu der Witte: «Ich sehe wohl, Du bist sehr schüchtern, Du kennst mich eben nicht, wenn Du meine Heimath kenntest, würdest Du beherzter seyn. Du darfst aber mit mir reden, wie wenn der liebe Heiland selbst bei Dir stünde. Ich kann mich Dir aber noch nicht ganz offenbaren, denn Du bist noch zu schwach.» Nun sprach sie von der Himmelfahrt Christi, wie er uns den Weg gebahnt und eine Stätte bereitet, was das für ein Freudenfest schon hier für uns sei und wie es erst im Himmel noch viel herrlicher gefeiert werde. Sie legte ihr aus Starkes Handbuch das ganze Gebet von der Himmelfahrt aus, auch sang sie das Lied daraus, «Jesus fährt auf gen Himmel.»

Während des Gesprächs sagte die Wittwe: sie wünsche nur recht bald dieses Fest im Himmel feiern zu können. Das Mädchen erwiederte: « Sie solle nur immer recht treu seyn und Alles gern und willig leiden, was Gott ihr zuschicke, Er werde ihr noch mehr zuschicken so lange sie lebe, dann werde sie dieser Freude dort bald theilhaftig werden. «Du kannst indessen hier schon das Fest überall feiern, wo Du auch bist, der Gnaden-Groschen wird Dir auch gewiß.» Als die Wittwe einwendete: die Sorgen wollen ihr oft keine Ruhe lassen, wie es ihr fernerhin gehen werde? da sie so schwach seie und nichts verdienen könne, antwortete das Mädchen: «Du mußt nur, wenn die Sorgen kommen, schnell auf die Kniee niederfallen und Herz, Mund und Hände zu Gott erheben, und stets in Gottes Gebot wandeln.» Aus dem Lied «Erheb o Seele! deinen Sinn» zog sie die fünf letzten Verse an und fuhr fort, Du mußt Dich auch das nicht abhalten lassen, daß Du nicht gut singen kannst und mußt zum Heiland beten und singen, wenn Du allein bist, Er verlangt keine künstliche Reden, Er hört gern das Lallen der Kinder; aber Dein Herz laß immer zu Gott gerichtet seyn. Aus Starkes Gebetbuch stellte sie ihr aus dem Lied; «Ach wie muß ich noch kämpfen ꝛc.» den achten Vers vor: «Sieh die Kron ist aufgesteckt.» — Aus diesem Buch sang sie: «Jesus bleibet meine Freude ꝛc.» und was sie sang legte sie ihr wieder aus.

Hatte die Wittwe einige Reihen gefelgt, dann rückte das Mädchen immer wieder vor und schaute ihr heiter

ins Gesicht und sagte: Du mußt wohl darauf merken was ich singe, und nicht vergessen auch zu Hause aufzuschlagen, was Du kannst.

Es war ihr räthselhaft, daß das Mädchen sich so lange bei ihr aufhielt, da sie doch kein Geschäft hatte; sie konnte sich auch nicht recht erklären, daß es eine wirkliche Person seie oder gar ein Gespenst, daher sie ein Grauen und eine Furcht anwandelte.

Das Mädchen sang ferner aus dem ganz alten Gesangbuch: « Freue dich, daß du mußt tragen meine Seele! Jesu Joch ꝛc.» Ferner: «Das ist gut was mein Gott will ꝛc.» Und: «Jesu Liebe, Jesu Treue ꝛc.» So schön wie diese Lieder von dem Mädchen gesungen wurden, habe die Wittwe noch nie singen gehört. Aus dem neuen Gesangbuch sang sie: « Von Dir o Vater! nimmt mein Herz ꝛc.» und die zwei ersten Verse von dem Lied: «Mir, ruft der Herr, mir sei», und nachher legte sie es ihr aus und fing dann wieder an: «Dir ruft der Herr, Ihm sei bis in den Tod getreu!»

Gegend Abend sagte die Wittwe: Wenn sie gewußt hätte, daß sie Besuch bekäme, würde sie Brod mitgenommen haben, das Mädchen antwortete lächelnd: Sie bedürfe gar nichts; das Reich Gottes seie nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist. « Du hättest das Geschäft auch nicht thun können, wärest Du nicht von oben gestärkt worden; und setzte hinzu: Ach wie liebt Dein Jesus Dich, denn

er pflegt Dir wöchentlich seinen Kelch zu reichen: Was ihm schmeckt sollst Du auch schmecken, und das ist meine größte Freude, eine bekümmerte Seele zu erquicken.» Endlich sagte das Mädchen: «Jetzt ist's Feierabend.» Die Wittwe bejahte es, worauf das Mädchen fortfuhr: «Wie gut wird sich's doch nach der Arbeit ruhn! Wie wohl wird's thun!» — Dann stand das Mädchen auf und sang: «Zu Haus nehm ich mein Nachtquartier; zu Land und Hose reisen wir, erquicken manche Seele gern, die sich sehnt nach dem lieben Herrn.»

Abends 7 Uhr ging sie fort, die Wittwe ging mit fort bis auf die Ebene, da andere Wege zusammen stoßen, und an einem kleinen Häuschen nahm sie Abschied indem sie sagte: «Jetzt behüt Dich Gott! ich gehe den Weg aller Welt und Du gehst in Deine Ruh!» Sie ging zwischen zwei Reihen Bäumen auf einem steilen Abhang schnell hinauf zwischen dem Ottilienberg und dem Röhrenwald. Zuletzt war sie ganz glänzend weiß, dann verlor sie sich aus dem Gesicht der Wittwe.

Diese Erzählung wurde von der Wittwe selbst wenige Tage nach der Erscheinung zum Niederschreiben genau so angegeben, wie sie erzählt worden ist. Sie war noch in aller Munde, als Schreiber dieses zu Anfang September 1829 nach Schorndorf kam. Sie erregte seine Aufmerksamkeit und er beschloß, sich genauer nach dem Hergang der Sache zu erkundigen. Er ging also zu der Wittwe und fand an ihr ein nüchternes, treuherziges einfaches Weib, mit einem klaren offenen Blick,

Die öffentliche Meinung giebt ihr das Zeugniß einer stillen, eingezogenen, fleißigen und gutmüthigen Frau, bei der man noch nie einen Zug von Schwärmerei gefunden, und namentlich will man einen absichtlichen Betrug, bei ihrem sonst so einfachen Charakter widersprechend finden. Schreiber dieses, wie er glaubt, weder für noch wider die Sache eingenommen, ließ sich von ihr dasselbe zu wiederholten Malen ganz oder theilweise, und in ganz verschiedenem Zusammenhange wieder erzählen, versuchte auch, sie durch überraschende Fragen zu verwirren und auf Widersprüche mit sich selbst zu führen, fand aber nicht nur keinen Widerspruch, sondern auch in der Sache selbst keinen Gedächtnißfehler, außer, daß die Aufeinanderfolge des Einzelnen sich zuweilen etwas änderte. Zugleich erfuhr er auch, was sie noch Niemand mitgetheilt hatte, daß sich diese Erscheinung seit dem 25sten Mai schon öfters wiederholt habe, daß dann Nachts vor 12 Uhr eine ganz feine, durchsichtige, in einen Lichtschleier gehüllte ätherische Gestalt, von besonderer Schönheit, in der sie die jugendlichen Züge jener erstern wieder zu erkennen glaubt, vor ihrem Bette, in dem sie allein in ihrer Stube schlafe, sich zeige, ihren Taufnamen rufe, und wenn sie erwacht sei, ein Gespräch führe, ganz in demselben Sinn und Ton, wie das erstemal, ihr Sprüche vorsage und erkläre, Liederverse ihr vorsinge und auslege, immer eindringlicher sie tröste, wegen ihres Anliegens, und zur Standhaftigkeit und Treue ermahne. Von den Sprüchen und Liederversen wußte die Frau noch mehrere. Sie waren theils gleich be-

deutend mit den frühern, theils ähnliche. Besonders habe sie ihr eingeschärft, sie solle sich doch alles dieses gesagt seyn lassen, weil sie nicht fortdauernd dieser besondern Offenbarung würde theilhaftig seyn, nur weil sie das frühere nicht alles behalten habe, sei sie wieder gekommen.

Schreiber dieses fragte: Ob sie noch nie ein Gespräch mit der Erscheinung anzuknüpfen versucht habe? Als sie erwiederte, daß sie noch nie so viel Muth gehabt habe, dieses zu wagen, so drang er in sie, wenn in einer spätern Nacht die Erscheinung wieder käme, einige Fragen an sie zu richten. Dies geschah den 8ten September Nachts nach 11 Uhr. Nachdem die Gestalt, wie gewöhnlich gerufen, fragte die Frau beklommenen Herzens: «Wer bist Du?» und erhielt zur Antwort: «Ich bin ein dienstbarer Geist, gesandt, Dich zu erleuchten und in Deiner Schwachheit zu trösten.» An dieses anknüpfend sagte sie ihr noch einige Sprüche vor; wie «Alles was Dir wiederfährt rc. — Laß Dir an meiner Gnade gnügen rc. — Bleibe fromm und halte Dich recht rc.» Und wiederholte: «Endlich wird ein Dank daraus rc. — Wirf Dein Anliegen auf den Herrn rc. — Bete und arbeite rc.» — Insbesondere empfahl sie ihr häufiges Lesen der Bibel, als der Quelle alles Trostes und aller Belehrung.

Auf diese Antwort wurden der Frau, wenn die Erscheinung sich nochmals wiederholen sollte, wieder einige Fragen aufgegeben, welche sie an sie richten sollte, und sogleich in der folgenden Nacht trat die bekannte Gestalt wieder vor ihr Bett. Auf den Ruf derselben fragte

Aeußerungen derselben Frau, wofür kein Zeugniß eines ändern Menschen aufgebracht werden konnte.

III.

Folgende Geschichte einer Erscheinung theile ich, wie sie derjenige, dem sie widerfuhr (ein sehr wahrheitsliebender, rechtschaffener Mann) selbst aufsetzte, hier ohne weitere Bemerkung mit.

„Meine Mutter, so erzählt Herr St. S. von C., war die Gattin eines Mannes, der kein Vermögen besaß, aber sein Fach vollkommen verstand. Anfänglich ging es im Hauswesen etwas kärglich zu, allein bei Fleiß und Sparsamkeit meiner Eltern, wurden die Schulden allmählig vermindert. Ohngeachtet meine Mutter, eine sehr gute Haushälterin, die Ausgaben sehr beschränkte, so wurde mein Vater, der oft etwas zu sparsam und wunderlich war, doch häufig ungehalten, wenn die Mutter Geld forderte, so daß sich nicht selten darüber ein kleiner Zwist entspann.

„Einst besuchte meine Mutter ihren Vater, einen braven Geistlichen, wobei ich auch mitreiste. Diesem klagte sie ihre Noth in der erwähnten Beziehung. Er sagte: da er versichert seie, daß sie für ihren Haushalt aufs Beste sorge und da sie auch gleichen Anspruch auf Erwerb habe, so meine er wohl, er dürfe ihr mit gutem

Gewissen den Rath geben, sich Schlüssel zur Casse hinter ihrem Manne machen zu lassen, es würde dadurch ihr und ihm gewiß mancher Verdruß erspart.

„Dieser Rath wurde nun auch befolgt und meine Mutter machte einen weisen und mäßigen Gebrauch von den Schlüsseln, wodurch es auch jetzt weniger Verdruß gab. Außer ihr wußte nur ich davon.

„Auf diese Weise lebten meine Eltern zwei und zwanzig Jahre zusammen, die Schulden wurden abgetragen und der Haushalt verbesserte sich. Oft betete ich mit inbrünstigem Herzen, daß Gott die Mutter lange erhalten möchte. Ich war in eine Entfernung von achtzehn Stunden in die Fremde gekommen.

„Es war im Jahre 1796, als ich, der Kriegszeiten wegen, äußerst viel zu schaffen hatte und seit mehreren Nächten nicht zu Bette gekommen war, da erhielt ich einen Brief von meinem Vater, in welchem er mir schrieb: meine Mutter seie erkrankt, allein er erwarte ihre Besserung, sollte es sich wider Erwarten mit ihr verschlimmern, so wolle er mir ein Pferd schicken um mich abholen zu lassen.

„Ob mich gleich diese Nachricht beunruhigte, so dachte ich doch nicht an den Tod meiner Mutter und wurde auch ruhiger, da ich nicht abgeholt wurde. Einige Tage aber nach dieser Nachricht, gerade am Abend vor der Nacht, in der meine Mutter starb, wurde es mir sehr übel und ich legte mich angekleidet aufs Bette. Als ich

in diesem Zustande, ohne zu schlafen, bei vollem Wachen lag (es war zwischen 11 und 12 Uhr), klopfte es ganz heftig an die Thür meines Zimmers und meine Mutter kam in ihrer gewöhnlichen Haustracht herein, grüßte mich und sagte:

„Wir sehen uns in dieser Welt nicht wieder, ich aber habe noch ein Anliegen: der K. (einer Magd die neunzehn Jahre bei ihr gedient hatte) habe ich jene Schlüssel gegeben, sie wird Dir solche zustellen, bewahre sie oder werfe sie ins Wasser, der Vater darf diese Sache nicht erfahren, es würde ihn nur betrüben. Lebe wohl und wandle auf gutem Wege." Und mit diesen Worten ging sie wieder, wie sie gekommen war, zur Thür hinaus und verschwand meinen Blicken.

„Ich fuhr vom Bette auf, versicherte mich, daß ich völlig wachte. Ich weckte die Menschen, äußerte meine Besorgniß, daß nun meine Mutter, nachdem, was mir so eben begegnet, gewiß gestorben sei. Man wollte es mir ausreden, ich ließ mich nicht mehr halten, ich eilte noch vor Anbruch des Tages nach Hause, und als ich unter das Thor meiner Vaterstadt kam, begegnete mir schon jene Magd meiner Mutter und sagte mir: daß diese in der Nacht zwischen eilf und zwölf Uhr gestorben sei, ihr aber vor dem Verscheiden noch etwas Besonderes für mich gesagt habe.

„Da ich in Begleitung eines Verwandten war, so eröffnete sie mir ihren Auftrag noch nicht, aber nach der Beerdigung der Mutter, übergab sie mir heimlich jene

Schlüssel mit der Erzählung: Die Mutter habe ihr diese noch vor dem Verscheiden zugestellt, mit dem Auftrage an mich: sie bei mir zu behalten oder ins Wasser zu werfen, doch solle es der Vater nicht erfahren. Diese Sache habe die Mutter noch im Tode sehr beschäftigt.

„Ich nahm die Schlüssel zu mir, trug sie einige Jahre auf meinen Reisen und warf sie dann in die Lahne."

Lord Byron erzählt im Monthly Review (1830 pag. 229) folgende Geschichte, die auch Schubert in seine Geschichte der Seele aufnahm.

„Capitän Kidd (Lord Byron vernahm es aus dessen eignem Munde) schlief einst bei Nacht in seiner Hängmatte, da weckt ihn ein Gefühl, als ob etwas Schweres auf ihm läge. Er öffnet die Augen und es däucht ihm, er sähe bei dem schwachen Licht, das die Kajüte erhellte, die Gestalt seines Bruders, der damals als Seeofficier in Ostindien war, gekleidet in seine gewöhnliche Uniform, quer übers Bett liegen. Er hält dies für eine leere Einbildung, schließt die Augen und bemüht sich wieder einzuschlafen. Aber der Druck auf seinen Körper dauert fort, und so oft er aufblickt, sieht er die nämliche Gestalt quer übers Bett gelehnt. Er streckt die Hand darnach aus, berührt sie und hat das Gefühl, als sei die Uniform ganz naß. Erschrocken ruft er jetzt einen seiner Officiere zu Hülfe und sobald dieser hereintritt,

verschwindet die Erscheinung. Wenige Monate nachher erhält Kidd die Schreckenspost, daß in derselben Nacht, in welcher er die Erscheinung hatte, sein Bruder im indischen Meere ertrunken sei."

IV.

In den Erscheinungs-Geschichten der Seherin von Prevorst ist ein Fall angeführt, wo ein ihr Monate lang erschienener Geist, immer wieder durch das Fenster entwich. In letzterer Beziehung haben folgende Geschichten Aehnlichkeit. Die Treue der erstern wird durch eine sehr bekannte, rechtschaffene Person verbürgt.

Herr Secretarius W. zu Stuttgart lag in einer Nacht wachend im Bette, da schwebte durch das Fenster seines Schlafzimmers eine weibliche Geistergestalt, blieb eine Zeit lang, ihn anschauend, vor seinem Bette stehen und entwich dann wieder durchs Fenster. Er hatte unerschrocken die Gestalt stark ins Auge gefaßt, das Frauenbild prägte sich ihm fest ein und da er ein guter Maler war, so entwarf er sogleich am andern Morgen ein Gemälde von diesem Bilde. Das Gemälde blieb auf seinem Tische liegen und er äußerte über dasselbe und über die Erscheinung gegen keinen Menschen weiter etwas. —

Als das Gemälde schon mehrere Wochen lang unbeachtet da gelegen war, erblickte es zufällig einmal ein

älterer Bewohner des Hauses, in dem Herr W. wohnte und fragte ihn mit Verwundern: woher er denn das Bild der Frau R. habe? Herr W. wußte nichts von einer Frau R. und erkundigte sich bei dem Fragenden näher, da erfuhr er, daß diese als sehr bös geschilderte Frau in frühern Jahren dieses Haus und namentlich den Theil, in dem Herr W. wohnte, bewohnt hatte. Herr W. hatte nun keinen Rückhalt mehr, er erzählte, zum Erstaunen des andern ältern Hausbewohners, wie er zu diesem Bilde gekommen.

An diese Erscheinungsgeschichten mag sich folgende aus Irland (dem Auslande No. 314 vom 10ten Novb. 1829 entnommen) anreihen:

„Wir kamen, erzählt die Lady Fanshawe, zu Lady Honor O'Brien, der jüngsten Tochter des Grafen von Thanood, wo wir uns drei Tage lang aufhielten. In der ersten Nacht hatte ich einen großen Schrecken, indem ich in dem Zimmer, wohin ich geführt worden war, ungefähr um ein Uhr durch eine Stimme erweckt wurde und als ich den Vorhang wegzog, beim Mondschein eine Frau in einer Fenstervertiefung bemerkte, weiß gekleidet mit rothem Haar und von bleichem, geisterhaften Ansehen. Sie sah zum Fenster hinaus und sagte laut und mit einem Tone, wie ich ihn nie gehört hatte: „ein Pferd! ein Pferd! ein Pferd!“ worauf sie mit einem Seufzer, der eher dem Winde, als menschlichem Athem glich, verschwand: ihr Leib kam mir eher wie eine dicke Wolke, denn wie eine wirkliche Substanz vor.

Ich war so erschreckt, daß mir das Haar zu Berge stand und mein Nachtzeug herabfiel. Ich stieß und schüttelte an meinem Gemahl, welcher während der ganzen Zeit geschlafen hatte, endlich aber sehr verwundert war, mich in solcher Angst zu finden, noch mehr aber als ich ihm die Geschichte erzählte und das offene Fenster zeigte. Keines von uns schlief mehr diese Nacht, sondern er sprach mit mir darüber, wie weit häufiger dergleichen Erscheinungen in diesen Gegenden wären als in England. Gegen fünf Uhr kam die Dame des Hauses zu uns und sagte, sie sei die ganze Nacht nicht im Bette gewesen, weil einer ihrer Vettern aus dem Hause O'Brien, dessen Vorfahren das Schloß besessen hätten, gewünscht habe, daß sie bei ihm auf dem Zimmer bleibe, um zwei Uhr sei derselbe gestorben. Sie setzte hinzu: Ich wünsche, daß ihr nicht beunruhigt worden seyn möget, denn es ist in diesem Hause gewöhnlich, daß, wenn Jemand aus der Familie auf dem Sterbebette liegt, die Gestalt einer Frau jede Nacht am Fenster erscheint, bis er todt ist.

Diese Frau war vor alten Zeiten durch den Herrn des Schlosses guter Hoffnung geworden; er aber ermordete sie in seinem Garten und warf sie in den Fluß, der unter dem Fenster hinfließt.

Ich dachte nicht daran, als ich euch hieher quartierte; es ist das beste Zimmer im Hause.»

«Wir erwiederten wenig auf den Beweis ihrer Güte, sondern entschlossen uns, bald möglichst abzureisen.»

V.

Die Seherin von Prevorst äußerte, daß ihr das, Sich selbst sehen, nie etwas Uebles bedeute, was in Beziehung auf ihre Individualität wohl wahr war, was aber allgemein nicht so genommen werden darf, wie nachstehende zwei Beispiele beweisen.

Das erste Beispiel ist auch kein gewöhnliches Sich selbst sehen, wie es bei der Seherin vorkam, sondern vielmehr ein zweites Gesicht, welches das bevorstehende Unglück des Mannes in dem Traueranzug der Gattin projicirte. Wenn gleich der gefährliche Sturz vom Dache nicht den Tod des Mannes nach sich zog, so war es doch eine Vorahnung des die Familie betreffenden Unglücks.

Die Objectivität der Erscheinung ist bestätigt durch das gleiche Sehen der gleichen Gestalt dreier verschiedener Zeugen, und man möchte fast glauben, daß diese Geschichte ohne Dazwischenkunft eines Schutzgeistes nur schwer zu begreifen ist.

Frau Bauinspector Dillenius zu Calw, eine wahrheitsliebende, brave Frau, erzählt folgendes:

„Ich war in einer Nacht zwischen ein und zwei Uhr durch einen Sohn (damals ein Knabe von sechs Jahren) der etwas bedurfte, aufgeweckt worden. Bald darauf ist auch meine in gleichem Zimmer schlafende Schwägerin (damals ungefähr 16 Jahr alt) wach geworden. Auf

einmal sah ich durch die Thür eine schwarz gekleidete Frauengestalt in meiner Größe, mit langsam feierlichem Schritte eintreten und an meinem Bette vorüber bis an die andere Thür gehen. Die Gestalt war, was mir im Augenblick auffiel, mit einem, dem meinigen erst kürzlich erkauften ähnlichen schwarzen Kleide angethan; das meinige hing übrigens im Kasten außerhalb beider Zimmer auf dem Oehrn.»

«Mit Erstaunen und Schrecken sah meine Schwägerin zugleich diese Gestalt und sagte mir: «sie sehe mich doppelt, einmal im Bette liegend und dann auch im Zimmer gehend». Ich bestritt es zum Schein meiner Schwägerin, hauptsächlich um den Knaben nicht furchtsam zu machen. Wir beide fürchteten uns übrigens so, daß keine wagte aus dem Bette zu gehen. Nun stand aber der Knabe des Bedürfnisses wegen auf, und sah auf gleiche Weise, wie wir beide, die Gestalt. Diese blieb indessen an der zweiten Thür stehen, in einer höchst traurigen, Wehmuth und Kummer errathenden, Stellung, mit gesenktem Haupt und einer Hand auf der Thürschnalle. Nun lief der Knabe zu der Gestalt, die sich indessen zu einem leichten Schatten verdünnt hatte, hin, fuhr mit der Hand durch den Schatten und rief: «Schwarze Frau, geh' fort!» Die Gestalt blieb aber in ihrer gebückten Stellung stehen, bis die Schwägerin, die nun auch aufgestanden, um den Knaben zu besorgen, ein Papier zerriß, auf dessen Geräusch sogleich die Gestalt und zuletzt die auf der Thürschnalle sichtbare Hand verschwand. Der Knabe sprang wieder ins Bett; wir beide aber konnten die ganze

Nacht kein Auge zuthun. Dem Volksglauben gemäß, erwartete ich nach diesem Vorfall meinen Tod, da ich ohne dies noch nicht gar lange Wöchnerin war. Bald darauf aber, traf meinen Mann das Unglück, daß er bei einem Brande in Wildberg vom Dach stürzte, worauf er lange sehr bedenklich krank lag.«

Das zweite Beispiel, wo aber wirklich baldiger Tod des Schauenden folgte, ist dieses:

«Herr Bijoutier Ratzel von Ludwigsburg, ein ganz gesunder Mann, ging an einem Abend auf der Straße, und als er um die Ecke derselben beugte, kam ihm sein eigenes Bild, wie er leibhaft lebte und war, entgegen. Als es ihm ganz nahe, fast Auge im Auge, gekommen war, erschrack er heftig und die Gestalt verschwand. Herr R. erzählte diesen sonderbaren Vorfall, sogleich Mehreren, und namentlich Herrn Bijoutier Ulmer anfänglich, mit Lächeln, doch wurde ihm die Sache nach und nach bedenklicher und er schien sich darüber Kummer zu machen. Er machte nun bald darauf eine Fußreise, bei welcher er durch einen Wald kam. Hier waren gerade mehrere Arbeiter mit Niederreißung einer großen Eiche vermittelst Stricke, die man an sie befestigt hatte, beschäftigt. Herr R. betrachtete die Arbeit, und da der Baum nicht zum Fall zu bringen war, ergriff Herr R. von einem der Arbeiter aufgefordert, auch einen der Stricke und zog, der Baum stürzte, Herr R. wollte seinem Falle ausweichen, allein statt rückwärts zu springen, sprang er gerade auf eine verkehrte Weise, und wurde vom fallenden Baume todt geschlagen.»

Bei dieser Geschichte ist besonders merkwürdig, daß der Tod des Schauenden nicht durch Krankheit erfolgte, daß also hier nicht anzunehmen ist, das Gesicht sei durch eine, schon damals in Herrn R. gelegene Krankheit erzeugt worden, und sein Tod (wäre er wirklich eines natürlichen Todes gestorben) eine Folge der schon damals in ihm gelegenen Krankheit gewesen.

VI.

Der heilige Augustinus erzählt in der Schrift de genesi, ad litteram folgendes: L. XII. C. 17.

«Ich erfuhr, daß ein dämonischer Mensch, während er sich doch zu Hause befindet, gewöhnlich angiebt, wenn der 12 Meilen entfernte Presbyter ihn zu besuchen sich anschickt, und dann auch alle Stellen des Weges bezeichnet, wo er ist, wie er sich nähert, wann er auf die Markung kommt, wann er in's Haus, wann er in's Schlafgemach eintritt, bis er endlich vor ihm steht. Sieht nun auch jener Kranke dies alles nicht mit den Augen, so könnte er doch, ohne auf irgend eine Weise zu sehen, den Hergang nicht so nach der Wahrheit treffen. Er ist aber in der Fieberhitze (!!) und spricht jene Dinge in der Hirnwuth (!!). Wahrscheinlich ist er auch wirklich an der Hirnwuth (!!) krank, wird aber jener Dinge wegen, für einen Besessenen (!!) gehalten. Er nimmt keine Speise zur Stärkung von den Seinigen an, sondern nur von dem Presbyter.»

Ein magnetischer Rapport, der zwischen jenem Menschen und dem Presbyter Statt fand, ist wohl hier nicht zu mißkennen.

Weiter erzählt Augustinus:

«Ein Knabe erlitt große Schmerzen und hatte in seinen Anfällen oft Visionen, während welcher er für die Außenwelt ganz todt war, keine Empfindung hatte und mit offenen Augen nicht sah. Die Visionen bezogen sie meistens auf die Unterwelt und überhaupt auf das andere Leben. In allen, oder den allermeisten, Geschichten gab er vor, zwei Knaben zu sehen, einen ältern und einen jüngern, von welchen ihm alles gesagt und gewiesen würde, was er gehört und gesehen zu haben erzählte. Diese beiden gaben ihm auch Aufschluß über den Gang seiner Krankheit, wie lange die Schmerzen aufhören, wann sie wieder eintreten würden, und pünktlich erfolgte es. Seine Cur und wirkliche Wiederherstellung wurde durch ein wiederholtes « medicinale consilium», das er von jenen zwei Knaben erhielt, von den Aerzten eingeleitet und bezweckt.»

Ein Beispiel eines wahren zweiten Gesichtes, das auch Augustin erzählt, ist folgendes, und die Art wie sich hierüber, sowohl der Schauende als der Erzähler aussprechen, ist ganz bezeichnend für ein schottisches second sight:

«Auch weiß ich, daß ein, ohne Zweifel, Hirnkranker (!!) den Tod einer gewissen Frau voraussagte, gewiß nicht, als ob er den Geist der Weissagung gehabt hätte,

sondern viel mehr, daß er, wie auf eine vergangene Geschichte, darauf zurückschaute; denn als ihrer Erwähnung bei ihm geschah, sagte er: «sie ist gestorben, ich sah sie hinaustragen, da und dahin gingen sie mit ihrer Leiche» und dies sagte er, während die Person noch bei voller Gesundheit war. Wenige Tage darauf aber, starb sie plötzlich und wurde auch denselben Weg hinausgetragen, den jener vorausgesagt hatte.»

Noch ein Beispiel von Somnambulismus aus einer Zeit, wo man diesen Zustand noch nicht mit den Namen Somnambulismus oder Magnetismus, sondern à la Kirchenrath Paulus zu Heidelberg, mit den Namen Hirnwuth, Besessenseyn, Wahnwitz u. s. w. benannte, ist folgendes und zwar vom Jahre 1688 (s. Curios. ad annum 1689.):

«Am 2ten Februar 1688 fiel ein Mädchen im Delphinate, welche das Vieh hütete und nicht schreiben noch lesen konnte, das erstemal in eine Schlafsucht, die so heftig war, daß sie durch kein Schreien, Ziehen, Schlagen, Stechen, Brennen erweckt werden konnte und den Gebrauch ihrer Sinne nicht hatte. Dieser Zustand kommt jetzt öfters bei ihr. Sie redet in ihm jedesmal von herrlichen und göttlichen Dingen. Die ersten fünf Wochen sprach sie in diesem Zustande in ihrer Muttersprache, die eigentlich kein Französisch ist, nachher aber sprach sie in dem nettesten und schönsten Französischen. Der Gegenstand ihrer Rede betrifft allezeit Gott und gemeiniglich fängt sie mit geistlichen Liedern an, die ihr vorher gar nicht bekannt waren. Hierauf verrichtet sie sonder-

bere Gebete, nimmt öfters einige Texte aus der Schrift und legt sie auf eine eigene Weise aus, verkündiget auch zukünftige Dinge.»

«Verschiedene Aerzte haben sie untersucht, aber an ihr keine Anzeige einer leiblichen Krankheit gefunden. Kommt sie aus solcher Verrückung wieder zu sich selbst, so weiß sie nichts von allem was vorgegangen, sondern meint, sie habe wohl geschlafen und scheint nicht müde zu seyn, hat sie auch drei bis fünf Stunden nach einander gesprochen.

«Im Anfange Junius führte man sie nach Crest, und sowohl dort als zu Grenoble gab man sich alle Mühe sie zu fangen, sie matt zu machen und hinter einen Betrug zu kommen, aber sie antwortete mit solcher Bestimmtheit, daß kein Rechtsgelehrter es hätte besser machen können, hätte derselbe auch vierzehn Tage lang darauf studirt. Man hat ihr die Haare abgeschoren, sie aller Kleidung entblößt und mit Weihwasser besprengt, als ob sie besessen wäre, aber alles umsonst.»

Auch hier wurde durch magnetischen Zustand bei einer Hirtin, von der es noch in der Erzählung heißt: «sie lernte nie mehr als das Vater unser und den Glauben», die in jedem Menschen tief liegende höhere religiöse Stimmung kund, wie dies überhaupt in allen magnetischen Zuständen der Fall ist, wo die Wolke unseres Scheinlebens verschwindet und der Gottesfunke, der in jedem Menschen schlummert, nun frei zur Flamme auflodert. Sehen wir dieses doch selbst auch bei Menschen, bei denen durch die enge, oder verkrüppelte Hülle (z. E. bei

Cretinen) dieser Gottesfunke unterdrückt und in Fesseln gehalten wird.

In Savoyen zu St. Jean de Maurienne sah der Verfasser von Ameliens Reise nach Aix, einen Cretinen, der im gewöhnlich wachen Zustande taubstumm war. Er verfiel aber oft in einen schlafwachen Zustand ohne äußere Veranlassung, und in diesem sprach er sehr bestimmt, deutlich und mit Geist.

So ist auch manchmal kurz vor dem Tode, wo schon die Erdbande sich lösen und die Psyche sich freier entfaltet, in einem, dem magnetischen ähnlichen Zustande, die Zunge eines Stummen noch gelöst worden, oder hat ein Simpel auf einmal noch ein geistiges Wort gesprochen, oder haben sich seine rohen Gesichtszüge in geistige verwandelt.

VII.

Die Seherin von Prevorst sah bei Menschen, die ein Glied ihrers Körpers, z. E. einen Arm, einen Fuß verloren hatten, die ganze Form des verlornen Gliedes, also das ganze Glied, noch immer im Bilde des Nervengeistes (durch den Nervengeist gebildet) am Körper, so wie sie z. E. den verstorbenen Menschen (den ohne irdische Körperlichkeit) im Bilde des Nervengeistes, als Geist, in der Form sah, die er im Leben hatte.

Man könnte vielleicht aus diesem gewiß interessante. Phänomen folgern: daß bei Menschen, die ein Glied, zu E. einen Fuß, verloren haben und immer noch das Vor-

handenseyn desselben zu fühlen behaupten, diese Erscheinung daher kommt, daß dieses Glied im Nervengeiste noch immer unsichtbar vorhanden, noch immer im Zusammenhang mit dem andern sichtbaren Körper ist.

Es ist dies auch der auffallendste Beweis, daß die Form durch den Nervengeist, nach Zerstörung der sichtbaren Hülse, noch immer beibehalten wird.

Der alte Theosophe Oetinger sagt: «Die irdische Hülse bleibt in der Retorte, das bildende Oel geht als ein Geist über mit völliger Form ohne Materie.»

VIII.

In der Geschichte der Seherin von Prevorst (S. 1ster Theil S. 95 — 96) sind Beweise angeführt, daß an Menschen, die sich in magnetischen Zuständen befinden, sich oft die wunderbare Erscheinung der Aufhebung der Schwerkraft zeigt Es ist angeführt, daß man sich dabei der Hexenprocesse erinnere, wo jene, wahrscheinlich auch in einem magnetischen Zustand gewesene Personen, gleichfalls im Wasser (wie die Seherin von Prevorst) nicht untersanken und sich überhaupt auch auf der Wage gegen die Gesetze der Schwere verhielten.

Erwähnt ist dort ebenfalls auch das Beispiel einer magnetischen Frau zu Freyburg, Namens Fleischer, die im Beiseyn der beiden Diakonen Dachsel und Woldburg, urplötzlich im Bette mit dem ganzen Leib, Haupt und Füßen, bei drittehalb Ellen hoch aufgehoben

wurde, daß sie nicht mehr mit dem Bette zusammenhing, sondern frei schwebte, so daß es das Ansehen hatte, als wollte sie zum Fenster hinaus fahren.

Herr Geheimerath Horst führt in seiner Deuteroscopie (2ter Theil S. 230) die Geschichte eines Menschen an, der sich offenbar auch in einem magnetischen Zustande befand und der in Gegenwart vieler sehr achtbaren Zeugen frei von der Erde gehoben und in der Luft schwebend über den Häuptern gehalten wurde, so daß verschiedene von der Gesellschaft unter ihm herumliefen, um zu verhüten, daß er, sollte er herunter fallen, einen Schaden nehmen möchte.

Diese Aufhebung der Schwerkraft zeigte sich auch in Menschen, die durch freiwillig übernommene Ascese und Leben in Gott, ihr Körperliches völlig ertödteten und in die tiefsten Tiefen des innersten Geistigen traten.

«Peter von Alakantara (so erzählt Görres in seiner Einleitung zu Susos Leben) hat nach dem Zeugnisse der heiligen Theresia, die mit ihm in vielfachem Verkehr gestanden, vierzig Jahre lang hindurch bei Tag und Nacht nie mehr als anderthalb Stunden, und zwar sitzend, das Haupt an einen Pfahl gelehnt, geschlafen, meist nur über den dritten, oft erst über den achten Tag Brod und Wasser gegessen, und durch jegliche Abtödtung das organische Leben in seiner leiblichen Entwicklung in so enge Schranken zurückgewiesen, daß er aussah, wie aus Baumwurzeln zusammen geflochten. Im Geiste immer mit Gott vereinigt, war auch er in öfterer Verzückung von Glanz umflossen und hoch in die Luft erho-

den. Einmal als diese Erhebung während eines Schneegestöbers unter freiem Himmel geschah, blieb der fallende Schnee über ihm schwebend hangen und bildete ein Dach über dem Haupte des Verklärten. Die Macht des Geistes hatte nicht blos in ihm die Wirkung der Schwere aufgehoben, seine zentrifugale Wirksamkeit hatte auch in die ihn umgebende Aura sich fortgesetzt, und in den Flocken, die in dieselbe eingetreten, die Richtung, in der sie dem Mittelpunkte der Erde entgegen strebten, abgelenkt.»

Die Seherin von Prevorst sagte mehrmals: «Geister haben die Fähigkeit, die Schwerkraft in den Dingen aufzuheben.» Wie Peter von Alakantara diese seine Wirksamkeit auch in die ihn umgebende Aura fortsetzte, so scheinen auch Geister, an denen diese Eigenschaft gleichfalls haftet, dieselbe auf ihre Umgebung, wenigstens auf diejenigen Dinge, auf die sie geflissentlich einwirken wollen, auch fortpflanzen zu können.

«Die heilige Theresia, sagt Görres eben dort, fühlte ihre Seele zuerst, dann ihr Haupt erhoben, bisweilen den ganzen Körper, daß er die Erde nicht berührte, und im Angesicht aller ihrer Mitschwestern über dem Gitter des Thores schwebte.»

Noch mehrere Beispiele der Art, zeigt uns die Geschichte des Lebens mancher Heiligen, von denen wir in unserem Körper, in unserer irdischen Schwere, allerdings keinen Begriff haben, weswegen wir die uns von ihnen überlieferten Geschichten, jetzt nur für Fabeln halten können.

Nachtrag

zu den

in der Seherin von Prevorst

erzählten

Vorfällen im Schlosse Slawensik.

(S. Seherin von Prevorst 2ter Thl. S. 197.)

Von Justinus Kerner.

Die wunderbaren Vorfälle, die Herr Hofrath Hahn mit mehreren Andern in dem Schlesischen Schlosse Slawensik (das vor einigen Jahren durch einen Blitzstrahl entzündet, völlig abbrannte) erlebte, und die er in der Seherin von Prevorst erzählte, mußten hauptsächlich nach Erscheinung jenes Buches, starke Entstellungen und Verunglimpfungen erleiden.

Es ist meine Pflicht, das was ich seitdem über diese Geschichte erfuhr, mitzutheilen und diejenigen Zeugen, die Herr Hofrath Hahn für die Geschichte anführt, namentlich Herrn von Magerle und Herrn Hofrath Klenk, da mir deren Aufenthaltsort unbekannt ist, hier

öffentlich zu ersuchen, mir auch ihre Ansichten hiervon gütigst zukommen zu lassen.

Herr Hofrath Hahn schrieb mir hierüber am 13ten Juli 1830 folgendes, was sich vorzüglich auf das Gerede bezieht, zu dem seine Geschichte dazumal zu Oehringen Veranlassung gab. *)

Je mehr ich in das Innere unserer Seele dringe, je fester wird in mir die Ueberzeugung, daß es um den menschlichen Verstand ein winziges Ding ist, welches sich unseren Empfindungen schmiegt, ohne daß wir es selbst bemerken, oder es zugestehen wollen, ja ich bin versichert zu glauben, daß alle Urtheile der Menschen ihren Urgrund in der Empfindung haben und sie sich nur anstrengen, dieser Genüge zu leisten. So ist es denn auch mit dem Urtheile Mancher zu O., über meine Erfahrungen im Slawensiker Schlosse. Es ist der warme Drang, mir etwas anzuhängen, mich zu verkleinern. Dazu giebt nun in ihren Augen diese Sache einen vortrefflichen Stoff.

---

*) Ueber das schiefe Gerede: Kern habe jene Erscheinungen dem Herrn Hahn vorgemacht, äußerte sich Herr Hahn schon in der Geschichte der Seherin (2ter Theil S. 210): „Daß Kern jene Künste hervorgebracht haben soll, ist eine um so abgeschmaktere Behauptung, als dergleichen vorfielen, ohne daß Kern sich in dem Zimmer befand, ja selbst, als er abgereist war. Jene müssen mich für sehr schwach halten, die glauben können, daß ich mir zwei Monate lang von ein und demselben Stubengenossen solche Dinge hätte vormachen lassen können, ohne auf eine Spur zu gerathen, die zu entdecken, ich so bemüht war.“

Man darf mich in öffentlichen Druckschriften einen schwachen, albernen Menschen nennen, darauf werde ich nichts erwiedern, aber meine Wahrheitsliebe darf nicht angetastet werden: denn dagegen würde ich die Feder ergreifen.

Der Herr Graf Erbach von Fürstenau, der mir stets als Ehrenmann bekannt war, wird mir das Zeugniß nicht versagen, daß er denselben Aufsatz, der in der Seherin abgedruckt ist, im Jahre 1810 zu Slawensik gelesen hat, als er sich dort mehrere Monate auf Besuch befand. Die Sache schien ihn anzuregen, er setzte keinen Zweifel in die Thatsachen, da die Leute noch lebten, die sie mit ansahen, als da sind: der Schloßwächter Leopold, der Oberförster von Radczewski von Klein-Lassowitz bei Kreuzburg, der Bierbrauer, dem Schlosse gegenüber wohnend, der Buchhalter Dörfel. Wer von diesen, außer dem Oberförster Radczewsky, noch lebt, ist mir nicht bekannt. Ich kann die Wahrheit der Thatsachen durch einen feierlichen Eid erhärten. Auch der baierische Offizier, Herr von Magerle, wird die Sache bezeugen können; denn wie ich ihn als jüngern Offizier kennen lernte, wird er zur Beförderung der Wahrheit gewiß gerne beitragen. Die Geschichte der Seherin von Prevorst wurde ihm gewiß bekannt, hätte ich ein Wort Unwahrheit gesagt, so würde er wohl öffentlich widersprochen haben. Ebenso kann Herr Hofrath Klenk das bezeugen, was ich von ihm anführte.

Man sagte mir: der Herr Fürst von O. habe den

Herausgeber der Seherin ersucht, meine Erfahrungen nicht aufzunehmen, weil er dadurch sein Schloß für verunglimpft halte. *) Ich erwiederte darauf: daß ich das nicht glauben könne, indem das Schloß abgebrannt sei, auch sei die Sache mit vielen Unwahrheiten und abenteuerlichen Zusätzen in ganz Schlesien bekannt geworden, und durch den Druck sei ja nun der wahre Verlauf der Sache dargethan. Es habe auch deshalb Niemand Uebles über das Schloß geurtheilt, es sei bis zum Jahre 1818 bewohnt gewesen und Niemand habe Anstand genommen, in ihm zu übernachten. Auch in der Reisebeschreibung des Herrn Hofrath Webers, ist die Sache, als in Schlesien bekannt, angeführt. Ich verdenke es Keinem, der an diesen Unbegreiflichkeiten zweifelt, da ich es ja vor dem Jahre 1806 selbst that. Merkwürdig ist, daß von Zeit zu Zeit dergleichen Vorfälle die Menschen von der hohen Meinung, die sie von ihrer Weisheit hegen, etwas zurückgeführt haben.

So ging es früher mit der Geschichte zu Quarey bei Großglogau. Friederich der zweite ließ diese Geschichte untersuchen und man sagte mir, daß sie gedruckt sei. Ein Nervenfieber, das mich bei der Belagerung von Glogau überfiel, verhinderte mich, selbst nach Quarey zu gehen, um an Ort und Stelle Erkundigung über

---

*) Dies ist eine Lüge der Leute Nur das ist wahr: daß gewisse Beamte des Herrn Fürsten aussagten: der Herr Fürst sei sehr ungehalten, daß diese Geschichte in der Seherin stehe.

diese Geschichte, die ich oft bei Gelegenheit meiner Geschichte erzählen hörte, einzuziehen.

Im Dorfe Quarey – der Fürst Friederich Ludwig und der fürstliche Stallmeister Bally bestätigten mir oft diese Geschichte, erzählten sie so, und verglichen sie mit der zu Slawensik, starb die Köchin des dasigen katholischen Pfarrers. Als sie begraben war, nahm der Pfarrer eine andere Köchin, der aber der unsichtbare Geist der Verstorbenen keine Ruh noch Rast ließ, so daß sie davon lief. Von nun an wurde das Feuer auf dem Herd, im Ofen gemacht, die Stube gekehrt und alle dergleichen Dienste geleistet (wie man es in manchen frühern Geschichten von sogenannten Hauskobolden liest) ohne daß weder der Pfarrer noch andere Leute eine Person erblickten, die das that. Jedermann überzeugte sich von der Unbegreiflichkeit dieser Erscheinungen, die sich täglich regelmäßig wiederholten. Die Sache kam vor Friedrich den zweiten Er befehligte zur Untersuchung einen Hauptmann und Lieutenant von der Garde. Als der Hauptmann in das Pfarrhaus trat, schlug eine Trommel Marsch vor ihm her, ohne daß er Trommler oder Trommeln sah. So vom Trommelschlag begleitet, gelangte er in das Wohnzimmer und sah die von unsichtbarer Hand geleiteten Verrichtungen. « Dat schlag man Düwel nein! » fluchte der alte Brandenburgische Haudegen und erhielt dafür eine derbe Maulschelle als Antwort, worauf er sich zum Rückzuge anschickte mit den Worten: « Dat it mir zu tolle! »

Auf seinen Bericht, gab der König Befehl, das Pfarr-

haus niederzureißen und es an einer ganz andern Stelle wieder aufzubauen, und wie man mich in Brustau versicherte, so hat den Platz Niemand wieder bebaut. Hier erzählte ich aber nur das Erzählte und kann für dessen Wahrheit, nicht wie bei der Geschichte von Slawensik, die ich selbst erlebte, mit meiner Ehre und allem, was einem Menschen heilig ist, stehen.»

So weit Herr Hofrath Hahn.

Ein sehr wahrheitsliebender, unpartheiischer Mann von N. (es thut mir sehr leid, daß ich nicht ermächtigt bin, hier seinen Namen zu nennen) mit dem ich gar nicht bekannt war und der auch keinen Auftrag von mir dazu hatte, machte im verflossenen Jahre eine Reise in das nördliche Deutschland und begab sich, der in der Seherin *erzählten* Geschichte wegen, auch auf einige Tage nach Slawensik, um an Ort und Stelle Erkundigung über die ihm auch unglaublich geschienene Geschichte einzuziehen. Das Resultat seiner Erkundigung war folgendes: Zuerst begab er sich zu Slawensik zu den Herrn Rentbeamten, die aber neu angestellt sind, sich wenigstens nicht mit Herrn Hofrath Hahn im Jahre 1806 in jenem Schlosse befanden. Diese nun sagten, als Herr N. sich nach jener Geschichte erkundigte: sie wissen aus guter Quelle, daß der Herr Fürst sehr mißliebig aufgenommen, daß diese Geschichte, die eine Erfindung von Herrn Hofrath Hahn sei, in der Seherin von Prevorst gedruckt worden. Herr Hofrath Hahn habe durch diese Vorspiegelungen sich wahrscheinlich eine

andere Wohnung verschaffen wollen. Ein weiteres seien sie nicht im Stande ihm hierüber zu sagen.

Hierauf suchte Herr N. diejenigen auf, die sich gleichzeitig mit Herrn Hahn in jenem Schlosse befanden, von welchen er aber nur noch einen Schloßwächter (Leopold) und einen Jäger traf. Diese nun bestätigten dem Herrn N. die Geschichte nach allen ihren Umständen, ganz so wie sie Herr Hofrath Hahn in der Seherin erzählt.

Herr N. ging nun wieder zu den jungen Beamten und sagte, ihre Aussage stimme mit der jener Zeitgenossen des Herrn Hofraths Hahn nicht überein, wie das wohl käme? Auf dies erwiederten sie: der Schloßwächter sei ein alter, dem Trunke ergebener Mann, und jener Jäger seie dazumal noch sehr jung gewesen (er war dazumal 18 Jahr alt), da habe Herr Hofrath Hahn wohl leichtes Spiel gehabt, diese Menschen zu täuschen.

Hiebei bedachten freilich jene Herren nicht, daß diese zwei Leute nicht die einzigen gewesen wären, mit denen Herr Hofrath Hahn sein Spiel hätte treiben müssen.

Es ist zu bedauern, daß Herr N. nicht noch andere Zeitgenossen des Herrn Hofraths Hahn zu Slawensik auffinden konnte. Von beiden Theilen erfuhr Herr N. aber da noch, als ein ganz bestimmtes Ereigniß, daß, als man nach Abtragung des zerstörten Schlosses, den Schutt desselben wegräumte, man ein eingemauertes männliches Gerippe (ohne Sarg) vorfand, dem der Schädel gespalten war. Zur Seite dieses Gerippes lag ein Schwert.

Als ich Herrn Hofrath Hahn von der Aussage jener neuen Beamten zu Slawenſik und von jenem Funde im Schutte des Schloſſes benachrichtigte, ſchrieb er folgendes:

„Recht herzlich hab ich über die Beſchuldigung der jüngern Slawenſiker Beamten gelacht, daß ich ſelbſt die Erſcheinungen im dortigen Schloſſe hervorgebracht, um die ſonſt ſo verſtändigen und geiſtesgewandten Schleſier zu täuſchen. So geht es aber immer, wenn man Gründe erfinden will, die Geſchehenes ungeſchehen machen ſollen, ſolche Leute verirren ſich in die höchſte Unwahrſcheinlichkeit.

Der Hüttenrath Korb wird mir das Zeugniß nicht verweigern können, daß ich in den Jahren 1806 — 8 nicht daran denken konnte, eine andere Wohnung beziehen zu wollen, und zwar aus dem unumſtößlichen Grunde, weil keine vorhanden war.. War eine vorhanden, ſo bedurfte es dieſer Mittel nicht, um ſie zu beziehen. In jenem Zimmer blieb ich ja gerade ſo lange einzig jener Vorfälle wegen, und zog nur in ein anderes, als ſie zu bunt wurden. In meiner Eigenſchaft, als Bevollmächtigter des Fürſten, hatte ich auch dergleichen Mittel gar nicht nöthig. Ich hatte Niemand darüber zu fragen, ob ich in ein anderes Zimmer des Schloſſes ziehen dürfe: denn das ganze Schloß ſtund leer, aber in ein ganz anderes Haus zu ziehen, konnte ich nicht verlangen, weil keines da war. Um ſo poſſirlicher klingt die erwähnte Beſchuldigung.

Wenn der Sohn des Buchhalters Dörfel ſeinem Va-

ter, wie ich vermuthe, im Amte nachgefolgt ist, so wird er es seyn, welchen Herr R. gesprochen. Im Jahre 1806 und die folgenden Jahre war derselbe in Saussenberg, 8 Meilen von Slawensik entfernt. Wenn ich ihn auf sein Gewissen fragen könnte, was ihm sein Vater, als Augenzeuge, über die Sache gesagt, so würde er gewiß anders sprechen, als ihm vorgeschrieben worden seyn mag. Doch kann auch ein anderer Beamter, der mich nicht kennet und den ich nicht kenne, jene albernen Verläumdungen ausgesprochen haben.

Prinzessin Sophie dahier (in Ingelfingen), meine Gattin und ich, müssen dem Schloßwächter Leopold, den Herr R. sprach, das Zeugniß geben, daß er bis zum Jahre 1818 ein sehr ordentlicher und redlicher Mann war. Ich zweifle, daß er sich änderte, aber ein siebenziger wird er jetzt wohl seyn. Den Jäger betreffend, den Herr R. sprach, so wird der wohl Thaddäus Palemba gewesen seyn, der damals 18 Jahr alt war. Daß dieser Augenzeuge der Vorfälle gewesen und so oft wie Leopold, das erinnere ich mich nicht, zuverlässig aber wohl nur einmal. *)

Einen Zusammenhang zwischen dem vorgefundenen Gerippe, der weiblichen Erscheinung, die einmal Kern hatte und den andern Vorfällen im Schlosse, kann man

---

*) Man sieht aus dieser Bemerkung Herrn Hofrath Hahns, wie er nicht nach Zeugen seiner Geschichte geizt, weil er in ihr ein gutes Gewissen hat.

glauben, — aber — wer vermag darüber etwas Gewisses zu sagen.

Daß man ungehalten seyn will, daß jene Mittheilungen in die Seherin aufgenommen wurden, das geschieht nur, weil sie von mir herrühren, von einem Andern gemacht, würden sie diesen Eindruck nicht hervorgebracht haben. Das Schloß ist vernichtet, war schon nicht mehr vorhanden, als die Seherin erschien, — welchen Grund kann daher jene ungehaltene Stimmung haben? — als — man sucht jede Gelegenheit auf, um ungehalten über mich zu seyn u. s. w.

Doch mir liegt durchaus nichts daran, ob Andere jene Vorfälle im Schlosse zu Slawensik glauben oder nicht. Ich weiß, wie ich selbst über dergleichen Erfahrungen dachte, ehe ich sie selbst gemacht, und verarge Niemand, der über sie so urtheilt, wie ich ehemals selbst über sie urtheilte. Nicht hundert Zeugen bringen den zur Ueberzeugung, der einmal beschlossen hat, nichts dabei zu glauben, ich gebe mir darum keine Mühe, sie wäre vergebens.

Die meisten Beurtheiler von dergleichen Vorfällen, nehmen als Grundlage ihrer Behauptung an: Mir ist so etwas noch nicht vorgekommen, also ist es nicht wahr oder Täuschung, oder Gaukelspiel, wenn solche Begebenheiten als wirklich geschehen, erzählt werden. Anderen geht es wie dem Pharisäer im Evangelio: «Ich bin froh, daß ich nicht bin wie andere Leute.» Wieder Andere glauben an den Erzählern solcher Geschichten eine Schwäche gefunden zu haben, freuen sich darüber

und witzeln. Ich möchte übrigens zweifeln, ob nur einer von jenen starken Geistern so lange als ich und Kern bei den Vorfällen in jenem Schlosse ausgehalten hätte. Jenem Bombardement mit Messern und Gabeln wären sie wohl bald mit der Ausrufung jenes preußischen Helden in der Geschichte von Quarey; „das ist mir zu tolle" gewichen". —

Mit dem was dem Herrn Hofrath Hahn im Schlosse Slawensik begegnet ist, hat folgendes, was dem Monsieur Santois im Kleinen begegnete, Aehnlichkeit. Es ist dem französischen Buche La fousse Clelie entnommen, und Herr Geheimerath Horst führt es auch in seiner Deuteroskopie 2r B. S. 235 an.

„Als der alte Monsieur Santois am verwichenen Donnerstag zur gewöhnlichen Stunde sein Gebet zu Gott verrichtete, und eben das Blatt umwenden wollte, hörte er, ich weiß nicht, was für ein Geräusch unter seinen Händen, und erstaunte, als er sah, daß es das Blatt war, so von sich selbst zerrissen, aber so nett, daß es schien, als ob es Einer mit Fleiß gethan hätte. Und da meinte nun der alte Mann nicht anders, als habe er selbst unversehens das Blatt zerrissen. Als aber bei der Umwendung des andern Blattes eben dergleichen geschah, erschrack er und gab seinen Kindern mit seinem Glöckchen ein Zeichen, welche denn insgesammt hergelaufen kamen, und, nachdem sie den Verlauf der ganzen Sache von ihm vernommen, sich bemühten, ihn zu überreden, er müsse sich wohl geirrt haben, und ihn in ein anderes Zimmer führen wollten. Es wollte aber der alte

verständige Mann durchaus für keinen Visionär gehalten werden, sondern sprach zu ihnen: «Nun wohlan, wenn der Geist auch das dritte Blatt zerreißen wird, da werdet ihr, lieben Kinder, doch wohl anders urtheilen, denn ich will mich von euch für keinen melankolischen Mann ansehen lassen.» Hierauf eröffnete er sein Buch wieder, und als er von Neuem ein Blatt umkehren wollte, wurde dasselbe nicht anders, als die vorigen zerrissen. Ob nun sein Tochtermann hiedurch gleich selbst überzeugt war, so sagte er doch noch allezeit, sein Schwiegervater möchte es doch vielleicht selber zerrissen haben, aus Furcht, es möchte der gute Alte sich den Vorfall allzusehr zu Herzen nehmen und gar darüber krank werden, wenn er deßhalb nicht mehr zu zweifeln hätte. Der Alte aber wird darüber zuletzt zornig und nimmt seine Brille, um es noch einmal zu versuchen, und gemeinschaftlich mit den Seinigen recht Achtung darauf zu geben. Aber siehe, da kommt ihm vor aller Augen auf einmal die Brille von der Nase und spaziert, als ob sie flöge, oder von einer unsichtbaren Hand geführt würde, ganz allein in der Stube herum, fährt aber hierauf zum Fenster hinaus auf ein Blumenbeet im Garten, wo sie dann nebst den drei zerrissenen Blättern gefunden wird.»

Beleuchtung der Ansicht Hegels über Weltgeschichte.

Von Eschenmayer.

Einen der Glanzpunkte der Hegel'schen Philosophie bilden die Ideen über die Weltgeschichte, welche in den Grundlinien der Philosophie des Rechts §. 341 u. ff. vorgetragen sind.

Da Hegel den Weltgeist in seiner Allgemeinheit, d. i. in seinem Zuge durch die Weltgeschichte sich substantialisiren läßt, so ist zum Voraus zu erwarten, daß wir die allgemeinen Gleichungen und Entwickelungsgesetze des Ganzen hier antreffen werden, welche dann auch auf die Substantialität eben desselben Geistes in seiner Besonderheit und Einzelheit einfließen. Es mag daher das Geschäft weder undankbar noch unfruchtbar bleiben, neben der Hegel'schen Ansicht noch eine andere aufzustellen, und dann den Freunden der Philosophie zu überlassen, die Stärke der Gründe und Gegengründe gegeneinander abzuwägen.

Ich gebe zuerst die Hauptsätze der Hegel'schen Ansicht.

Hegel'sche Ansicht.

§. 1.

Das Element des Daseyns des allgemeinen Geistes, welches in der Kunst Anschauung und Bild, in der Religion Gefühl und Vorstellung, in der Philosophie der reine, freie Gedanke ist, ist in der Weltgeschichte die geistige Wirklichkeit in ihrem ganzen Umfange von Innerlichkeit und Aeußerlichkeit.

§. 2.

Die Weltgeschichte ist nicht die abstracte und vernunftlose Nothwendigkeit eines blinden Schicksals, sondern weil der Geist an und für sich Vernunft und ihr Fürsichseyn im Geiste Wissen ist, ist sie die aus dem Begriffe seiner *Freiheit* nothwendige Entwickelung der Momente der Vernunft, mithin die Auslegung und Verwirklichung des allgemeinen Geistes.

§. 3.

Die Staaten, Völker und Individuen in diesem Geschäfte des Weltgeistes stehen in ihrem besondern Prinzip auf, welches an ihrer Verfassung und der ganzen Breite ihres Zustandes seine Auslegung und Wirklichkeit hat, deren sie sich bewußt und in deren Interesse vertieft, sie zugleich bewußtlose Werkzeuge und Glieder jenes innern Geschäfts sind, worin diese Gestalten vergehen, der Geist aber an und für sich den Uebergang in seine nächste höhere Stufe sich vorbereitet und erarbeitet,

§. 4.

Gerechtigkeit und Tugend, so wie Unrecht, Gewalt und Laster, Talente und ihre Thaten, die kleinen und großen Leidenschaften, Glück und Unglück der Einzelen und der Staaten, haben in der Sphäre der bewußten Wirklichkeit ihren bestimmten Werth, und finden darin ihr Urtheil und ihre jedoch unvollkommene Gerechtigkeit. Die Weltgeschichte aber fällt außer diesen Gesichtspunkten. In ihr erhält dasjenige nothwendige Moment der Idee des Weltgeistes, welches seine jeweilige Stufe ist, sein absolutes Recht, und das darin lebende Volk und dessen Thaten erhalten ihre Vollführung, ihr Glück und ihren Ruhm.

§. 5.

Weil die Geschichte die Gestaltung des Geistes in Form des Geschehens der unmittelbaren natürlichen Wirklichkeit ist, so sind die Stufen der Entwickelung als unmittelbare natürliche Principien vorhanden, und diese, weil sie natürliche sind, sind als eine Vielheit außer einander, somit ferner so, daß Einem Volk Eines derselben zukommt, — und dies ist seine geographische und anthropologische Existenz.

§. 6.

Dem Volk, dem solches Moment als natürliches Prinzip zukommt, ist die Vollstreckung desselben in dem Fortgang des sich entwickelnden Selbstbewußtseyns des Welt-

geistes übertragen. Ein solches Volk ist in der Weltgeschichte für diese Epoche das Herrschende, kann aber nur einmal Epoche machen. Gegen dieses sein absolutes Recht, Träger der gegenwärtigen Entwickelungs-Stufe des Weltgeistes zu seyn, sind die Geister der andern Völker rechtlos, und sie wie alle, deren Epoche vorbei ist, zählen nicht mehr in der Weltgeschichte.

§. 7.

An der Spitze aller Handlungen, somit auch der welthistorischen, stehen Individuen als die das Substantielle verwirklichende Subjectivitäten. In ihnen lebt zwar die substantielle That des Weltgeistes, aber ihnen selbst verborgen und nicht für sie Object noch Zweck; darum haben sie weder Ehre noch Dank bei der Mit- und Nachwelt, sondern als formelle Subjectivitäten ihren Theil als unsterblichen Ruhm.

§. 8.

Die concreten Principien, die Völkergeister, haben ihre Wahrheit und Bestimmung in der concreten Idee, wie sie die absolute Allgemeinheit ist, nämlich in dem Weltgeist, um dessen Thron sie als Vollbringer seiner Verwirklichung und als Zeugen und Zierathen seiner Herrlichkeit stehen. Indem er als Geist nur die Bewegung seiner Thätigkeit ist, sich absolut zu wissen, hiemit sein Bewußtseyn von der Form der natürlichen Unmittelbarkeit zu befreien und zu sich selbst zu kommen, so sind die Principien der Gestaltungen dieses Selbstbe-

wußtseyns in dem Gange seiner Befreiung die welthistorischen Reiche, und deren sind vier: 1) das orientalische, 2) das griechische, 3) das römische und 4) das germanische.

1) Das orientalische Reich.

§. 9.

Dies erste Reich ist die vom patriarchalischen Naturganzen ausgehende, in sich ungetrennte, substantielle Weltanschauung, in der die weltliche Regierung Theokratie, der Herrscher auch Hohenpriester oder Gott, Staatsverfassung und Gesetzgebung zugleich Religion, so wie die religiösen und moralischen Gebote oder vielmehr Gebräuche eben so Staats- und Rechtsgesetze sind. In der Pracht dieses Ganzen geht die individuelle Persönlichkeit rechtlos unter, die äußere Natur ist unmittelbar göttlich oder ein Schmuck des Gottes und die Geschichte der Wirklichkeit ist Poesie. Die nach den verschiedenen Seiten der Sitten, Regierung und des Staats hin sich entwickelnden Unterschiede werden an der Stelle der Gesetze bei einfacher Sitte schwerfällige, weitläufige, abergläubische Ceremonien, — Zufälligkeiten persönlicher Gewalt und willkührlichen Herrschens, und die Gegliederung in Stände wird eine natürliche Festigkeit von Kasten. Der orientalische Staat ist daher nur lebendig in seiner Bewegung, welche, da an ihm selbst nichts stät, und was fest ist, versteinert ist, nach außen geht und ein elementarisches Toben und Verwüsten wird. Die innerliche

Ruhe ist ein Privatleben und Versinken in Schwäche und Ermattung.

2) Das griechische Reich.

§. 10.

Dieses hat jene substantielle Einheit des Endlichen und Unendlichen, aber nur zur mysteriösen, in dumpfe Erinnerung, in Höhlen und in Bildern der Tradition zurückgedrängten Grundlage, welche aus dem sich unterscheidenden Geist zur individuellen Geistigkeit, und, in den Tag des Wissens herausgeboren, zur Schönheit und zur freien und heitern Sittlichkeit gemäßigt und verklärt ist. In dieser Bestimmung geht somit das Princip der persönlichen Individualität sich auf, noch als nicht in sich selbst befangen, sondern in seiner idealen Einheit gehalten. Darum zerfällt das Ganze theils in einen Kreis besonderer Volksgeister, theils ist einerseits die letzte Willensentscheidung noch nicht in die Subjectivität des für sich seienden Selbstbewußtseyns, sondern in eine Macht, die höher und außerhalb derselben sei, gelegt, und andererseits ist die dem Bedürfniß angehörige Besonderheit noch nicht in die Freiheit aufgenommen, sondern an einen Sklavenstand ausgeschlossen.

3) Das römische Reich.

§. 11.

In diesem Reich vollbringt sich die Unterscheidung zur unendlichen Zerreißung des sittlichen Lebens in die Extreme

persönlichen privaten Selbstbewußtseyns und abstracter Allgemeinheit. Die Entgegensetzung, ausgegangen von der substantiellen Anschauung einer Aristokratie gegen das Princip freier Persönlichkeit in demokratischer Form, entwickelt sich nach jener Seite zum Aberglauben und zur Behauptung kalter, habsüchtiger Gewalt, nach dieser zur Verdorbenheit eines Pöbels, und die Auflösung des Ganzen endigt sich in das allgemeine Unglück und den Tod des sittlichen Lebens, worin die Völkerindividualitäten in der Einheit eines Pantheons ersterben, alle Einzelne zu Privatpersonen und zu Gleichen mit formellem Rechte herabsinken, welche hiemit nur eine abstracte ins Ungeheure sich treibende Willkühr zusammen hält.

4) Das germanische Reich.

§. 12.

Aus diesem Verluste seiner selbst und seiner Welt und dem unendlichen Schmerz desselben, als dessen Volk das israelitische Volk bereit gehalten war, erfaßt der in sich zurückgedrängte Geist in dem Extreme seiner absoluten Negativität, dem an uns für sich seienden Wendepunkt, die unendliche Positivität seines Innern — das Prinzip der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur — die Versöhnung als der innerhalb des Selbstbewußtseyns und der Subjektivität erschienenen objektiven Wahrheit und Freiheit, welche dem nordischen Prinzip der germanischen Völker zu vollführen übertragen wird.

§. 13.

Die Innerlichkeit des Prinzips, als die noch abstracte, in Empfindung als Glauben, Liebe und Hoffnung, existirende Versöhnung und Lösung alles Gegensatzes entfaltet ihren Inhalt, ihn zur Wirklichkeit und selbst bewußten Vernünftigkeit zu erheben, zu einem vom Gemüthe, der Treue und Genossenschaft freier ausgehenden weltlichen Reiche, das in dieser seiner Subjectivität eben so ein Reich der für sich seienden rohen Willkühr und der Barbarei der Sitten ist — gegenüber einer jenseitigen Welt, als einem intellectuellen Reiche, dessen Inhalt wohl jene Wahrheit seines Geistes, aber als noch ungedacht in die Barbarei der Vorstellung gehüllt ist, und, als geistige Macht über das wirkliche Gemüth, sich als eine unfreie fürchterliche Gewalt gegen dasselbe verhält.

§. 14.

Indem in dem harten Kampfe dieser im Unterschied, der hier seine absolute Entgegensetzung gewonnen, stehenden und zugleich in einer Einheit und Idee wurzelnden Reiche — das Geistliche die Existenz seines Himmels zum irdischen Diesseits und zur gemeinen Weltlichkeit, in der Wirklichkeit und in der Vorstellung, degradirt — das Weltliche dagegen sein abstractes Fürsichseyn zum Gedanken und dem Prinzip vernünftigen Seyns und Wissens, zur Vernünftigkeit des Rechts und des Gesetzes hinaufbildet, ist an sich der Gegensatz zur marklosen Gestalt geschwunden; die Gegenwart hat ihre Barbarei

und unrechtliche Willkühr, und die Wahrheit hat ihr Jenseits und ihre zufällige Gewalt abgestreift, so daß die wahrhafte Versöhnung objectiv geworden, welche der Staat zum Bilde und zur Wirklichkeit der Vernunft entfaltet, worin das Selbstbewußtseyn die Wirklichkeit seines substantiellen Wissens und Wollens in organischer Entwicklung, wie in der Religion das Gefühl und die Vorstellung dieser seiner Wahrheit als idealer Wesenheit, in der Wissenschaft aber die freie begriffene Erkenntniß dieser Wahrheit als Einer und derselben in ihren sich ergänzenden Manifestationen, dem Staat, der Natur und der idealen Welt, findet.

In dieser Exposition hat Hegel seine Cardinal-Gedanken durchzuführen gesucht in folgender Weise:

«Der allgemeine Weltgeist, wie aus einer impliziten «Idee hervorsteigend und Substanz oder Konkretheit «suchend, entfaltet sich in der Weltgeschichte als der Form «des Geschehens durch Staaten, Völker und Individuen, «als für das Geschäft und im Dienste des Weltgeistes «bewußtloser Organe. Während dieser Entfaltung erhebt «sich der Weltgeist von einer Stufe zur andern, und «während dieser Erhebung vollbringt er alle die Rich«tungen und Gestalten des Selbstbewußtseyns. An der «Spitze dieser Richtungen oder Gestalten stehen die welt«historischen Individuen und in ihnen, obgleich ihnen selbst «verborgen, lebt die substantielle That des Weltgeistes. «Haben nun jene Richtungen in der unendlichen Zer-

«reifung des sittlichen Lebens das Maximum erreicht, so «erfaßt der in sich zurückgedrängte Geist in dem Extrem «seiner absoluten Negativität, als dem Wendepunkt, die «unendliche Positivität seines Innern, in welchem das «Prinzip der Einheit der göttlichen und menschlichen Na- «tur liegt, und versöhnt die objektiv erscheinende Wahr- «heit und Freiheit, wodurch erst der Geist in dem höchsten «Akt des Selbstbewußtseyns zu sich selbst kommt. Es «entfaltet nämlich die noch abstracte in Empfindung als «Glaube, Liebe, Hoffnung existirende Versöhnung des Ge- «müths ihren Inhalt zur Wirklichkeit und selbstbewußten «Vernünftigkeit, wodurch der religiöse Gegensatz zwischen «Jenseits und Diesseits, zwischen einem geistlichen und «weltlichen Reiche (und natürlich auch zwischen Kirche «und Staat, zwischen Offenbarung und Vernunft) zu einer «marklosen Gestalt herabschwindet, indem die wahrhaf- «tige objectiv gewordene Versöhnung den Staat zum «Bilde und zur Wirklichkeit der Vernunft entfaltet, und «die dunkle Gefühlsreligion ihre Wahrheit an die Wissen- «schaft als dem sich in seinem substantiellen Wissen und «Wollen klar gewordenen Selbstbewußtseyn abtritt.»

Diese Sätze legt Hegel in die Entwicklung der vier welthistorischen Reiche, wobei ich dem Geschichtsforscher überlasse, ob er dieselbe mit der wirklichen Geschichte dieser Reiche übereinstimmend findet, was mir nicht gelungen ist. Ich mache hier vorläufig nur einige Fragen: Ist der allgemeine Weltgeist Gott? — Muß er, aus einer trivialen Idee aufsteigend, durch Staaten, Völker und Individuen zum klaren Selbstbewußtseyn kommen? —

Was für ein Verhältniß hat das winzige Völkchen der Erde und seine Geschichte zu dem, der die Miriaden Welten erschaffen und dem unermeßlichen Geisterreich seine Bestimmung angewiesen hat? — Wenn Hegel die Gestalten der vier welthistorischen Reiche nöthig findet, um den allgemeinen Weltgeist zu sich selbst zu bringen, — ist es nicht, als ob Einer, den Himmel zu umspannen, den kleinen Finger zum Maßstab nehmen würde? — Irrt Hegel nicht darin, daß er die Richtungen seines eigenen Bewußtseyns in den allgemeinen Weltgeist hinüberschiebt und diesen in den gleichen Formen sich gestalten läßt, wie sie als Enwicklungsmomente nur dem Menschen vorgeschrieben sind? Kann denn das Extrem der absoluten Negativität unmittelbar in die unendliche Positivität übergehen? Steht der Himmel neben der Hölle, die Seligkeit neben der Verdammniß, das Heilige neben der Sünde? Wenn der Geist in der absoluten Negativität und unendlichen Positivität der Gleiche ist, so ist auch Christus und Luzifer einerlei, nur durch den Hokus-Pokus der Wendung verschieden. Diese Annahme gehört wieder unter die unmögliche größere der Hegelschen Philosophie; denn eine unendliche Negativität und eine unendliche Positivität sind auch durch eine unendliche Reihe von Exponenten getrennt und können sich in alle Ewigkeit auf gesetzmäßigem Wege nicht berühren, wohl aber auf einem andern Wege, wovon diese Philosophie nichts weiß. Es gilt hier das, was Christus sagt: Es sei zwischen jenen Extremen eine Kluft befestigt, wo Keiner herüber und Keiner hin-

über könne. — Scheint die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur in der Hegelschen Construction nicht ein bloßer Rednerschmuck, um durch den Geruch eines christlichen Prinzips dem Gedanken Autorität zu verschaffen? — Was für eine Versöhnung meint Hegel, etwa jene wissenschaftliche, welche der Weltgeist in Staat, Natur und idealer Welt stiften soll? Von einer solchen Versöhnung weiß und will das Evangelium nichts, es lehrt vielmehr, wie über Staat, Natur und idealer Welt erst das einzig wahre Verhältniß der Kreatur zum Schöpfer sich findet, das einer andern als einer metaphysischen Versöhnung bedarf.

Meine Ansicht über Weltgeschichte, Kirche und Staat.

§. 1.

Die Weltgeschichte hat zu ihrem höchsten Moment die religiöse Ansicht. Die Gestalten des Selbstbewußtseyns in dem Prozesse seiner Entwicklung, wie sie Hegel darstellt, ist nur ein untergeordneter Standpunct. Der Geist des Menschen ist nicht da, um in seiner Vernünftigkeit sich selbst zum Zweck zu werden, und der allgemeine Weltgeist hat nicht nöthig, aus einer so geringen Aufgabe, wie eine Erdengeschichte in Hinsicht des Ganzen ist, seine Selbstklarheit zu holen; vielmehr ist der letzte Zweck aller Kreatur die Verherrlichung Gottes und die Beseligung des freien Geistes.

reichs. Es giebt keinen allgemeinen Weltgeist, der sich in der Weltgeschichte substantialisirte, sondern einen allgemeinen Weltplan, welchen Gott der Natur und dem Geisterreich zur Erfüllung aufgetragen hat.

§. 2.

Dieser Weltplan ist ewig und erstreckt sich auf das Universum, zu welchem sich die Erde und ihre Geschichte verhält, wie der Tropfen zum Ocean. Nur ein einziges Blatt von dem großen Buche des Lebens füllt die Aufgabe, welche die Menschheit lösen soll. Jeder Stern hat seine eigene Aufgabe, die er lösen muß, wovon wir aber nichts wissen und nichts ahnen. Wie groß mag nun der universelle Plan seyn, wenn jedem der Myriaden Sterne seine eigene Geschichte aufgetragen ist? Ein Bruchstück nur ist die einzelne Geschichte, aber dennoch ein Ganzes für jedes Geschlecht, und sie erfüllt auch den Geist des Geschlechts. Allein den universellen Zusammenhang aller einzelnen Geschichten zu fassen, vermag kein endlicher Geist, sondern nur Gott. Alle Sterne aber haben den gleichen Endzweck, nämlich die Verherrlichung Gottes und die Beseligung der Geschöpfe.

§. 3.

Unsere Weltgeschichte ist allerdings, wie Hegel sagt, keine abstrakte und vernunftlose Nothwendigkeit eines blinden Schicksals, aber eben so wenig eine vom menschlichen Geiste selbst gewählte Aufgabe. Und hier findet sich nun ein Knoten. Da die Verherrlichung Gottes und

die Beseligung der Geschöpfe nur durch und in freien Wesen möglich ist, so muß die Unveränderlichkeit des allgemeinen Plans neben der Willkühr der Menschen, die ihn jeden Augenblick stören kann, bestehen. Der einzige Ausweg ist die Annahme einer göttlichen Compensations-Methode, welche alle Störungen wieder ausgleicht. Die Menschen und Völker mögen mit dem freiesten Spiel ihrer Kräfte in Sitten, Gebräuchen, Gewohnheiten, Gesetzen, Verfassungen, Künsten, Wissenschaften und Kultus sich benehmen, wie sie wollen, ja sich gänzlich verkehren, so ist doch der Erfolg ihres Thuns einem höhern Geschick unterthan, das zwar im Einzelnen die Störungen duldet, aber im Ganzen sie nie so weit anwachsen läßt, daß sie die nothwendige Forderungen des Plans aufheben. Die Vorherbestimmung des göttlichen Plans geht nicht auf die einzelnen Thatenreihen der Individuen, sondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur auf die sekulären Gleichungen des Völkerlebens. Da Gott das Böse durch das Böse bekämpfen lassen kann, so kann Jeder frei auf seinem Platze stehen, und der Erfolg Aller ist doch ein Anderer, als er in der Absicht lag.

§. 4.

Diese religiösen Momente bringen einen ganz andern Charakter in die Weltgeschichte — einen Charakter, der mit der biblischen Darstellung sich ganz befreundet.

Es ist nicht ein allmähliges Aufkeimen der Idee, die

sich durch ihre Elemente Bahn bricht und von Stufe zu Stufe in dem Aufschließen des Selbstbewußtseyns eine immer vollere Gestalt gewinnt, bis der Weltgeist endlich in seiner Substantialität, wie Hegel meint, zu sich selbst kommt, wobei ohnedies gefragt werden muß, wer denn dem Geist das sollicitirende Moment zum Aufwärtssteigen verleihe? sondern es ist ein Ausgang von einem ursprünglichen Integritäts-Zustand, in welchem der Mensch durch die Gabe der Freiheit etwas Ebenbildliches vom Schöpfer erhielt, aber eben dadurch auch dem Mißbrauch der Freiheit ausgesetzt war. Er hing ursprünglich mit der göttlichen Offenbarung zusammen, er kannte das Wort und seine Gebote, und die ganze Natur vergeistigte sich in seinem Selbstgefühl. Allein er fiel als ein Verführter in den Mißbrauch seiner Freiheit, er wollte wissen, was gut und bös ist, oder vielmehr das Gute und Böse aus sich selbst bestimmen und eben dadurch Gott gleich seyn. Dadurch entfremdete er sich von der göttlichen Offenbarung und verlor den Gehorsam gegen göttliche Gebote. Die natürliche Folge war, daß, wie er seinen untrüglichen Führer, den Geist Gottes, von sich stieß, auch der Geist der Natur von ihm wich, die sich in eine todte und erstarrte Welt vor ihm umwandelte. Die Bibel nennt es den Sündenfall und dies ist auch der einzig wahre Gesichtspunkt.

§. 5.

So stand der Mensch auf der Erde verlassen von seinen Führern, sich selbst vertrauend und nur seinem Ei-

genwillen folgend; und so mußte es kommen, daß er sich in seinem Innern immer mehr differenzirte, in die Welt einging und einer andern Macht fröhnte, die beständig bemüht war, den göttlichen Funken der Freiheit in der Sinnlichkeit zu ersticken und alle Traditionen der frühern göttlichen Offenbarung unwirksam zu machen.

Die Bibel führt uns die Epoche eines erloschenen Menschengeschlechts vor, wovon wir nichts wissen, als daß sie vor einer großen und zwar der letzten Erdenrevolution existirt hat. Die Schrift sagt uns von jener Epoche blos: «Die Menschen ließen sich nicht mehr von dem «Geiste Gottes warnen, verfielen in viel thörichte Lüste, «und all ihr Dichten und Trachten des Herzens war bös.»

§. 6.

Ein neues Geschlecht erstand aus dem Ueberrest des alten. Die furchtbare Katastrophe hatte sich ihm als gerechter Zorn der beleidigten Gottheit fühlbar gemacht, und nun erinnerten sie sich auch der göttlichen Gebote wie frisch aufgefundener Urkunden. Sie bauten Altäre und priesen Gott wieder als ihren Herrn und Schöpfer, und von jener Katastrophe an blieb die Gottes- oder Götterfurcht ein stehendes Phänomen in der Menschheit. Jetzt erst nimmt die Weltgeschichte die Sagen auf von einer in die Dunkelheit sich verlierenden Heroenzeit, und die älteste Geschichte ist voll Mythen. Wo der Mensch sich selbst Object wird, da fixirt er sich auch in einer Geschichte, und so begrüßen uns die ältesten Urkunden der Profangeschichte schon mit ausgebildeten Königreichen,

ohne daß wir wissen, welche Prozesse ihre Entstehung vorher durchlaufen hat. Auf keinen Fall fing es von den Elementen an, da gerade die ältesten Vorstellungen von Gott die reinern sind, welche, da sie noch aus keiner Vernunftentwicklung entstehen konnten, aus Tradition fortgepflanzt wurden.

§. 7.

Aber alles dies half nichts. Die zweite Periode brach mit Macht herein — es ist diese des Abfalls und der völligen Entzweiung. Der Orient ist, wie überhaupt die Wiege von Allem, so auch der Schauplatz dieses Abfalls. Dennoch fehlte es nicht an Anstalten und Männern, welche das Bessere noch festhalten wollten, aber nicht konnten. Bis in die graueste Vorzeit verlieren sich weltberühmt gewordene Namen, die ihre Völker beglückten, wie Menu, Budda, Laokium, Fo, Confucius, Memtsu, Hermes, Osiris, Beros, Zoroaster, Moschus, Anacharsis, Odin, Orpheus u. A. Sie sind, was wohl zu beherzigen ist, nicht etwa die hervorgetriebenen Potenzen des sich immer mehr selbst bewußt werdenden Weltgeistes, sondern umgekehrt, die letzten Repräsentanten des integralen Standes der Menschen, wie die letzten Strahlen einer untergehenden Sonne. Nur ihre Namen, nicht ihre Werke dauerten fort, und wo auch eine geistigere Religion, wie die des Brama, sich gegründet hatte, da sucht man heute umsonst noch die Spuren im Völkerleben davon. Alles versank in die Nacht des Götzendienstes, und die Völker wurden eine Beute der Erdengötter, welche mit dem Zorn ihrer Macht auf ihnen lasteten.

§. 8.

Nur zwei Namen leuchten vor Allen hervor, sie stifteten ein Werk, das der Zeit Trotz bot, und worauf auch die Verheißungen eines unvergänglichen Volkes ruhen. Sie sind Abraham und Moses mit dem Geschlechte der Juden. Auf den Juden ruht das Siegel göttlicher Offenbarung, das später gelöst werden sollte, und wovon der letzte Akt noch zu lösen ist. Ihre Geschichte ist kein Selbsterzeugniß, sondern eine Leitung und Führung von einer höhern Hand unter den wunderbarsten Schicksalen. Und wenn wir uns unbefangen fragen, so müssen wir das Außerordentliche zugestehen, wie dieses Volk unter den vielen Völkern, die in den Götzendienst versanken, das Einzige seyn konnte, das den Namen des einigen, lebendigen Gottes trug und ihn, obwohl unter mannigfachen Störungen, immer in sich bewahrte. Der Träger dieses Namens zu seyn, enthält die ganze Wichtigkeit des Volkes, und Alles, was etwa Menschensatzungen hinzufügten, konnte diesen Namen zwar umhüllen, aber nicht verdrängen. In dem göttlichen Weltplan war ein solches Volk vorbehalten, um einst das Heil der Menschheit aus ihm hervorgehen zu lassen.

§. 9.

In der zweiten Periode geht Alles mit schnellen Schritten dem Verderben zu. Der Orient, einst der Schauplatz energischer Thaten, fällt in die schmachvolle, leere und blinde Gewalt des Despotismus, und das Völker-

leben verdumpft mit Leib und Seele in ihm. Da zog sich eine neue, lebendige Regung gegen Westen. Ein kleines Volk, von der Sklavenfessel unberührt geblieben, sich selbst und dem gesunden Menschengeist vertrauend, erarbeitet sich ein eigenes Leben und zeigt uns, was Menschenkraft vermag, wenn sie frisch und unverdorben aus sich selbst ausgeht. Allerdings ist von Gott der Keim in den menschlichen Geist gelegt, aus dem Selbstgefühl in das volle Selbstbewußtseyn, von diesem in die volle Selbsterkenntniß und von dieser in die volle Selbstgesetzgebung sich zu entwickeln, so lange er nicht von außen gestört und gehemmt wird. Allein dieser Keim wird sich nie entfalten, wo der Despotismus, ein wahrhaft dämonisches Erzeugniß der Hölle, die Menschheit niederdrückt. Dies war der Fall im Orient, nicht so aber im Occident, und darum konnte das griechische Volk sich mit aller Kraft des für sich seienden Geistes entfalten. Das griechische Zeitalter und überhaupt das Leben des Republikanismus bezeichnet das Jünglingsalter der Welt, in welchem mit Freiheit und Vaterlandsliebe auch Kunstsinn und Wissenschaft sich verbinden mußten.

§. 10.

Aber Eines, was der Mensch nicht aus sich ergänzen kann, und was ewig Sache der Offenbarung bleiben wird und muß, nämlich das Verhältniß der Kreatur zum Schöpfer, fehlte auch den Griechen. Künste und Wissenschaften konnten wohl blühen, denn sie liegen im

Bereich der begeisterten Seele, auch die Thatkraft der Helden konnte auf ruhmvoller Bahn vorwärts schreiten, aber das, was in jenem dunkeln Worte liegt, was wir wie durch einen Spiegel besehen, und wie es seyn wird, wenn wir Alles von Angesicht zu Angesicht schauen, das verstand kein Grieche. Was Paulus lehrt in dem Spruch: „Nun „aber bleibet Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei, aber „die Liebe ist die Größte unter Allen", das lehrte kein Grieche und konnte es nicht lehren. Bis zu der an sich unfruchtbaren Einheit von Seyn und Wissen, und bis zur Vernunftformel des Absoluten, haben es wohl auch die Griechen gebracht, aber nicht bis zum Heiligen der Offenbarung, welches weit über diesen Begriffen liegt.

An diese Philosophie hängt sich nun auch die unsrige noch, und giebt dadurch zu erkennen daß das Christenthum 1800 Jahre umsonst gepredigt wird. Die Substantialität des Weltgeistes in den Gestalten des Selbstbewußtseyns, wie sie in den Völkerprinzipien zu Tage geht, ist, wie einst die metaphysische Weltseele der Griechen, heute noch der leere Kram, den sie zu Markte tragen, indem sie Glauben, Hoffnung und Liebe, die uns allein mit einem höhern Geisterreich befreunden, ihrer Begriffsweisheit nur als eine zu bemitleidende Gefühlssache unterstellen.

§. 11.

Die zweite lebendige Bewegung ist das Römerthum. Den Absolutismus, welchen die Griechen im

Wissen erreichten, suchten die Römer im Thun zu gewinnen. Die volleste Expansion des ins Mannsalter übergehenden Jünglings war die Frucht dieser Epoche, nämlich eine Universalmonarchie, wie sie die Erde nie sah und nie mehr sehen wird. Auf die Theorie folgt die Praxis und auf die Philosophie die Politik, die zwei größten Hebel der Menschheit, die an und neben einander geriethen. Was Hegel vom römischen Reich sagt, das wird der Geschichtsforscher Mühe haben, auch nur mit einem einzigen Abschnitt zu belegen, vielmehr scheint Hegel die unendliche Zerreißung nur deßwegen in das römische Reich gesetzt zu haben, damit im Germanischen eine Versöhnung zu Stande kommen konnte.

§. 12.

Drei Momente sind es, welche im Verlauf der Weltgeschichte für das Heil des Menschengeschlechts die größte Gefahr in sich trugen: 1) das Spekulative, welches in der Potenz des Selbst sich einen Gott erlogen und auf diesem Begriff zu beharren drohte, 2) das Politische, welches zuletzt den göttergleichen Stolz auf den Thron pflanzte und alle Verehrung an sich zu reißen drohte, und 3) die Ausartung des Judenthums, welches als Träger des Namens Gottes in Menschensatzungen unterzugehen drohte. Nicht Gegensätze oder ein Zerrissenseyn ist es, was das Schlimmste befürchten läßt, sondern die höchste Anstrengung der Kraft, um zum Wahn zu führen, der Mensch habe wirklich in seiner selbst er-

schlossenen und vollbrachten Einheit sein Ziel erreicht.

Darum war jetzt der Zeitpunkt, wo Christus erschien und erscheinen mußte, um dem ganzen Unwesen zu steuern.

§. 13.

Die Erlösung des Menschen aus diesen Banden war höchstes Bedürfniß. Es ist nicht der in sich zurückgedrängte Geist, der in dem Extrem seiner absoluten Negativität sich erfaßt, was, wie ich früher schon zeigte, zu den unmöglichen Werthen gehört, sondern es ist das in der ewigen, unantastbaren, keinem Wendepunkt ausgesetzten Positivität stehende göttliche Wort oder der Sohn, der keiner Versöhnung für sich im germanischen Reiche bedarf, sondern die im Abfall begriffene und dem ewigen Verderben zueilende Kreatur wieder aufrichtet und mit Gott aussöhnt.

Die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur ist nicht selbst die Versöhnung, als der innerhalb des Selbstbewußtseyns erschienenen objektiven Wahrheit und Freiheit, dem nordischen Prinzip zur Vollführung übertragen, sondern das göttliche Wesen erschien in menschlicher Natur, um das gänzlich von aller höhern Wahrheit und Freiheit entfrembete Selbstbewußtseyn wieder damit zu befruchten und nicht blos den entzweiten Menschen mit sich selbst, sondern vielmehr mit Gott auszusöhnen.

Lassen wir doch einmal das Spiel mit dem Selbstbewußtseyn — es ist in ihm kein Heiliges und es strebt

auch nicht zum Heiligen, wenn es nicht von einem Höhern, das es nicht aus sich erzeugt, begeistert wird. Nur im Christenthum ist der Wendepunkt gegeben zur Integration des Menschen, wozu Recht und Staat nur einen untergeordneten Faktor bildet. In Christo nur sind wir mit Gott versöhnt, und dieses Werk hat der Geist der Wahrheit, nicht die Philosophie des Wissens in uns zu vollenden.

§. 14.

Mit dem Christenthum nimmt auch die Geschichte eine andere Wendung. Ist einmal das Höhere gegeben, so müssen alle andere Kräfte diesem Zuge folgen. Es ist nicht blos das Wahre, Schöne und Gute, was uns das Christenthum lehrt — es ist das Heilige, das jetzt erst in seiner Reinheit dem Menschen geoffenbart wird. Es ist der Glaube, der jetzt erst seine wahre Richtung zum Ewigen erhält — es ist die Liebe, welche nicht nur die ganze Menschheit im Frieden des Herzens zusammenhält, sondern auch das universelle Band der ganzen Geisterwelt mit Gott ist — es ist die Hoffnung, die uns auf eine frohe Aussicht, auf ein ewiges Leben gegeben ist, und uns die Gegenwart der Welt und aller ihrer Herrlichkeiten vergessen lehrt. Dies sind nun ganz andere Momente, als welche die Philosophie aus sich selbst gebiert, und welche die trägen Gestalten des Selbstbewußtseyns in sich tragen — ganz andere, als welche ein Staat, wenn er auch zu seiner höchsten Vollendung gelangen würde, nur zu fassen vermag.

§. 15.

Die christliche Religion ging von einem kleinen Winkel der Erde aus, nur wenige Männer als Zeugen des Herrn sammelten die Gemeinden, die Gemeinden vermehrten sich mitten unter der Feuertaufe der Verfolgungen, und ehe man sich's versah, war aus dem Senfkorn ein gewaltiger Baum gewachsen, der seine Aeste in drei Welttheile ausstrekte. Das Christenthum hatte die doppelte Function, sowohl intensiv als extensiv zu wirken. Seine intensive Wirkung ist die Integration des einzelnen Menschen in seinen Gemüths- und Willenskräften, seine extensive geht zuerst auf das Judenthum, dann auf das römische Reich und zulezt auf alle übrigen. Beide Wirkungen hängen aber aufs genaueste zusammen.

§. 16.

Um das Erstere zu bewirken, mußte nicht nur eine gereinigte Moral dem Menschen ins Herz gepflanzt, sondern auch der Blick in das Reich Gottes geöffnet werden. Moral hatten zwar auch die Griechen und Römer zur Sache der Schulen gemacht und eine Menge spekulativer Säze und Geseze vorgeschrieben. Der Erfolg war fruchtlos — sie kannten die Liebe nicht als den ethischen Mittelpunkt, und das Gemüth nicht, in welchem dieser Mittelpunkt lebendig werden sollte. Sie arbeiteten immer nur auf die Erkenntnißseite hin und wollten das Herz durch den Verstand gewinnen. Dies geht nicht und kann nicht gehen, weil alle Erkenntnißprinzipien nur todte Werke sind, die, wenn sie Triebfedern für's prakti-

sche Leben werden sollen, von einer höhern Kraft befruchtet und belebt werden müssen. Diese höhere Kraft ist die Liebe. Was die Liebe vermag, versteht nur der, der sie in sich trägt und in sich fühlt, es versteht sie nur der, welcher das Evangelium in sich aufnimmt. Dieses Buch der Bücher ist es, was den Abstand von Verstand und Gemüth, von Erkenntniß und Ausübung vermittelt und ausfüllt, um das Einsseyn in sich selbst zu bewirken. Dies ist die erste Integration des Menschen.

§. 17.

Aber dabei darf es nicht stehen bleiben. Das Hinaufblicken in das Reich Gottes ist die zweite Integration. Die Liebe ist zwar das umschlingende Band der Menschheit, sie versöhnt und gleicht im Menschen und unter Menschen Alles aus, und befreundet uns selbst mit der Geisterwelt, aber das ursprüngliche und verloren gegangene Verhältniß zwischen Gott und Kreatur muß wieder hergestellt werden. Im Menschen selbst muß eine Umkehrung, eine Wiedergeburt bewirkt werden, damit er einen Zug nach Oben gewinne. Es ist nicht genug, daß der Mensch mit sich und Andern harmonisch und der Friede des Herzens allgemein wird, er muß auch seine Richtung zum ewigen Leben kennen, und die Erfordernisse, welche ihn befähigen, ein Mitglied des Reiches Gottes zu werden. Darüber giebt nur das Evangelium Auskunft und kann es allein geben, da die spekulative Erkenntniß in die Grenzen des Wissens und der Vernunft eingebannt, dieses

transzendete Verhältniß mit Gott nicht in sich findet und noch nie gefunden hat. Darum verweist uns das Evangelium an den Glauben, und dieser nur kann die Integration vollenden, welche die Liebe angefangen hat.

§. 18.

Aber nicht nur hatte das Christenthum diese innere Umwandlung oder Wiedergeburt in jedem einzelnen Menschen zu bewirken, es mußte auch extensiv auf das Leben der Staaten übergehen. Der Kampf mit dem entarteten Judenthum war um so größer, als auch dieses auf eine göttliche Urkunde sich stützte, allein der Partikularismus mußte dem Universalismus weichen, oblgeich das Volk noch fortbestehen sollte, aufgehoben für künftige Verheißungen. Aber am größten war der Kampf mit dem Römerthum und der aus ihm entstandenen Politik. Obgleich von den Römern das Recht ausgebildet wurde und sich an alle europäische Staaten vererbte, so blieb doch für das Völkerleben neben ihm auch die Politik stehen, und dieß ist die giftige Wucherpflanze der Menschheit, welche zu untergraben und auszurotten die christliche Religion unabläßig bemüht ist. Dieser Kampf dauert noch fort, doch ist es der christlichen Religion gelungen, Politik mit Recht und Moral mehr in Uebereinstimmung zu bringen.

§. 19.

Der Kirche nur ist die Wiedergeburt des Einzelnen wie ganzer Völker übertragen, und nicht dem Staate, der

nur zur Vollendung des Rechts sich heraufbildet, aber Sitte und Religion der Kirche überlassen muß. Die Weltgeschichte kann daher in keinem andern Exponenten mehr fortschreiten, als in dem religiösen des Christenthums. Eine Macht, die einmal nach Oben zieht, kann zwar von den niedern Kräften, die in die Welt ziehen, vielfältig gehemmt und gestört, aber nie besiegt werden. Dem Reiche Christi ist eine ewige Dauer verheißen, während alle andere Reiche neben ihm untergehen werden. Aufgehalten kann es werden in seinem Fortschreiten, und weil die Menschheit selbst zwischen Himmel und Hölle frei seyn und bleiben muß, so kann auch der Mißbrauch der Freiheit, der leider selbst in der Kirche und mit der Kirche auf eine furchtbare Weise getrieben wurde, seine Triumphe zwar verzögern, aber nicht verhindern.

§. 20.

Es ist mithin nicht das germanische Reich und die Staatenentwicklung, in welchen der Weltgeist zu sich selbst kommt und seine Gegensätze versöhnt — es ist eben so wenig die Wissenschaft, durch welche die Menschheit zu ihrer Integrität gelangt — es ist das Christenthum und nur das Christenthum, was die Menschen wahrhaft beglücken und zu ihrem Heil führen kann. Das Christenthum hat keine Vorliebe für dieses oder jenes Reich, überhaupt für kein Reich — es ist überall, wo es empfängliche Herzen findet, und es ist seine Schuld nicht, wenn es in dem einen Reiche verdorben, in dem andern gehemmt, im dritten durch Menschensatzungen verdrängt

und nur im vierten in seinem Geiste befördert wird. Es ist allein universell und hängt nicht von Begriffen ab, welche die Vernunft in dasselbe bringt. Es allein ist nicht Menschenwerk, wie alles andere, sondern vom Geiste der Wahrheit, nicht vom Weltgeiste, der Manches mit dem Fürsten der Welt gemein hat, gegeben und fortgepflanzt.

§. 21.

Nun können diese beiden Ansichten Jedem zur Prüfung stehen, welche von beiden nicht nur mit der wirklichen Geschichte, sondern auch mit den Forderungen der Freiheit, des Rechts, der Moral und der Religion sich am besten einversteht — ob wir einen gewiß sehr problematischen Weltgeist, der an Staaten, Völkern und Individuen in oft jämmerlichen, und in Hinsicht des Wahren, Schönen und Guten völlig verkehrten Formen sich durch die vier Weltreiche hindurchwinden muß, um zur Versöhnung und Selbstklarheit zu kommen, oder vielmehr einen göttlichen Weltplan annehmen sollen, der nicht blos eingeschränkt auf das Pünktchen Erde und nicht blos berechnet auf die Formeln einer menschlichen Vernunft und auf das Gesetz eines menschlichen Selbstbewußtseyns, vielmehr auf die Myriaden Sterne und ihre Bewohner sich verbreitend, jedem Planeten- oder Sonnengeschlecht eine Aufgabe zur Lösung überträgt, so daß Alle zusammen in einer Universalgeschichte des Weltalls ihre Harmonie finden, und das von der ganzen Geisterwelt in koncreter Wirklichkeit vollbracht wird, was der göttliche Weltplan als Idee

enthält, — ob wir ferner ein nothwendiges Evolutions-Gesetz in der Weltgeschichte annehmen sollen, in welchem alles Scheusliche, was die Welt gebar, wie die Lüge, das Laster und Verbrechen, der Despotismus und Fanatismus, wie nothwendige Exponenten stehen, oder ob wir für die individuelle Thatenreihen mit völliger Zurechnung die Freiheit annehmen, die Störungen aber, welche der böse und verkehrte Wille in den Weltplan bringt, einem aus göttlicher Weisheit entsprungenen, obgleich dem menschlichen Geiste unerforschlichen, Compensations- und Rectifikations-Gesetz zur Ausgleichung übertragen, so daß neben der individuellen Freiheit mit Schuld und Verdienst, mit Strafe und Belohnung doch das Fortschreiten des Ganzen gesichert bleibt? — Was soll dieser Hegel'sche Weltgeist, der wie ein Bettler bei den Staaten, Völkern und Individuen herumläuft und sie zur Arbeit anhält, damit er aus dem Extreme seiner absoluten Negativität zur Versöhnung und zum Sichselbstbegreifen komme? Wahrlich, wenn dieser Weltgeist an die Stelle Gottes und der Wendepunkt der unendlichen Negativität in die unendliche Positivität an die Stelle Christi gesetzt ist, so dürfen wir mit vollem Rechte von solchen Philosophen das sagen, was Cicero von den Epicuräern sagt: «Sie lallen wie die «Kinder von der Natur der Götter.»

Noch ein anderes Verhältniß läßt sich an das vorige anknüpfen, das mit ihm gleiche Tendenz und gleiche

Wichtigkeit hat — **es ist das Verhältniß des Staats zur Kirche.**

§. 22.

In seiner Rechtsphilosophie ist **Hegel** vom Einzelnen zum Besondern, vom Besondern zum Allgemeinen aufgestiegen und hat überall den Begriff der Sache gegeben, so den Begriff der Familie, der bürgerlichen Gesellschaft, des Staats. Auf jeder dieser Stufen läßt er, wie von Oben herab, den Geist sich substantialisiren und überträgt ihm diejenigen Rollen, die er zu seinen Erklärungen gerade nöthig hat. - Dieses Herablangen des Geistes aus einer unsichtbaren Region hat den Anschein, als ob **Hegel** einen objektiven Geist in seinem Dienst hätte; allein es wird wohl kein Zweifel seyn, daß die Gestalten des Geistes bloße Abspiegelungen des menschlichen Geistes sind, der allerdings ein Totalsystem schon in sich trägt. Die reinste Abspiegelung des Geistes sind aber die Ideen, und zwar nicht bloß des Wahren, sondern auch des Schönen und Guten, die sich in ihren weitern Reflexen in Begriffe, Gefühle und Bestrebungen gestalten. Nicht die Idee ist der Geist, und nicht der Begriff gestaltet sich selbst, sondern beide liegen schon vorgebildet im System des Geistes, und der Philosoph hat nichts anders zu thun, als das in die Realität übergehende System mit seiner Anschauung zu begleiten, wobei ihm das, was ihm die Erfahrung bietet, im Lichte der Idee erscheinen muß.

§. 23.

Unter dieser Voraussetzung können wir den umgekehrten Versuch machen, vom Höchsten auf das Niedere her-

abzusteigen, um zu sehen, was es mit dem Substantialisiren des Geistes für eine Beschaffenheit hat.

Der Plan Gottes ist das Wort und das Wort umfaßt das All. In Beziehung auf das erschaffene Geisterreich sind drei Potenzen in ihm offenbar, die sich wie drei göttliche Strahlen auf alles verbreiten und in den einzelnen Geist eindringen; sie sind: die Gnade, die Liebe, und die Gerechtigkeit Jede bildet sich ihre eigene Verfassung. Nehmen wir nun unsere Welt aus den Myriaden als Einzelnes aus dem All heraus, so ist die Frage, wie werden diese Potenzen sich in ihr verhalten?

Die Potenz der Gnade wird sich zur religiösen Verfassung, die Potenz der Liebe zur sittlichen und die Potenz der Gerechtigkeit zur rechtlichen Verfassung umbilden.

§. 24.

In Beziehung auf Gerechtigkeit ist die Weltgeschichte nichts anders, als ein fortgehendes Entwickeln des Rechtsbegriffs von seinem Element an bis zur vollendeten Verfassung. Seine Wahrheit liegt eben in dem allgemeinen Fortschreiten, was in der niedern Sphäre des Privatrechts durch Familienrecht, Gesellschaftsrecht und Bürgerrecht, in der höhern Sphäre des öffentlichen Rechts durch Staatsrecht, Völkerrecht und Weltbürgerrecht seinen Zug nimmt. Wenn man einen Blick auf die Rechtsverfassungen aller Zeiten und Völker wirft, so kann man bei jedem Jahrhundert angeben, wie weit der Rechtsbe-

griff das Maas seiner Ausbildung erreicht hat. Allein unzählige Störungen hemmen diese gesetzmäßige Entwicklung, sie liegen alle in dem Absolutismus des weltlichen oder geistlichen Regiments und heißen Despotismus und Fanatismus. Diese beiden sind in der Weltgeschichte sehr wirklich, aber auch sehr unwahr. Jede Rechtsverfassung ist Menschensatzung und eben daher auch der Freiheit anheim gegeben. Jeder Staat hat die Wahl der Form, der Gesetze und Institutionen, aber ob diese mit der Wahrheit des Rechtsbegriffs übereinstimmen oder ihr widerstreiten, ist eine andere Frage.

§. 25.

Wie die Gerechtigkeit, so baut sich auch die Liebe ihr Reich. Sie hat auch ihre Wurzel in der Familie, wo sie zuerst genährt und gepflegt wird. Aus der Kindesliebe soll die Nächstenliebe, aus dieser die Vaterlandsliebe, aus dieser die allgemeine Menschenliebe hervorgehen, bis sie zuletzt in der Liebe zu Gott ihren Kulminationspunkt erreicht. Es ist das Reich des Gemüths, nicht der Vernunft, was sich in der Liebe offenbart. Wo die Liebe waltet und das ihrige thut, da hat das Gesetz ein Ende und das Recht ist entbehrlich. Die Liebe kann nicht zu einem objectiven Gesetz werden, wie das Recht, sie ist die stillwirkende Macht des Gemüths und das ächte Prinzip der Sittlichkeit. Das größte Mißverständniß ist es, wenn man den Staat, der nur auf Gesetzen ruht, eine sittliche Macht nennt, die nur in der Liebe begründet seyn kann.

§. 26.

Auch die Gnade hat ihr eigen Reich, es ist das Reich des Glaubens. Die Gnade ist das Prinzip der Religion und wenigstens die christliche dreht sich um dieselbe wie um ihre Axe. Wo aber Gnade zu ertheilen ist, da ist auch Sünde und Abfall, und damit kommen wir erst zu dem wahren Verhältniß der Kreatur zu Gott. Hier erst öffnet sich die Tiefe des Christenthums und der Erlösung; denn darin liegt die Umwandlung der göttlichen Gerechtigkeit durch die Liebe Christi als Versöhnung in die Gnade Gottes. Das Reich der Gnade öffnet sich uns nur in der christlichen Offenbarung.

§. 27.

Wir haben nun drei Reiche, die in einander stehen und ihren Zug durch Staaten, Völker und Individuen nehmen.

1) Das Reich des Rechts, das aus der Idee der Gerechtigkeit entspringt und vom engsten Kreise der Familie bis zum weitesten des Weltbürgers seine Verfassungen zu gründen sucht. Es ist das Reich der Vernunft, das sich im allgemeinen Willen der Völker objectivirt.

2) Das Reich der Liebe, das aus der Idee der Tugend entspringt und vom Schooß der Familie, wo sie ihre Wurzel hat, sich zuletzt zu Gott aufschwingt. Es ist zugleich das Reich des Gemüths, das keines Gesetzes bedarf, sondern in Freiheit das ist, was es ist.

3) Das Reich der Gnade, das aus der Fülle der göttlichen Offenbarung entspringt, und das Christenthum von

seinem Beginn bis zu seiner Vollendung begleitet. Es ist zugleich das Reich des Glaubens oder das Reich Gottes, in welchem das Heilige wohnt.

§. 28.

Unter diesen Reichen ist das Reich der Liebe das Mittelglied und das Band, welches das Recht mit der Gnade allein zu verknüpfen vermag. Ohne diese Verknüpfung giebt es keinen Uebergang des Menschen vom Weltreich zum Reiche Gottes, und so erkennen wir hier erst die Wahrheit und Tiefe der Bedeutung des Christenthums, welches in der Liebe sich sein Reich erbaut, wovon Christus die ewige Sonne ist.

§. 29.

Hegel kennt kein anderes Reich als das des absoluten Vernunftgesetzes; wenn er daher den Staat schon als eine Macht schildert, in der der sittliche Geist sich substantialisire, so ist hier Recht und Sittlichkeit auf eine schnöde Weise verwechselt. Das Recht ist das Wahre im Guten, die Pflicht das Schöne im Guten und die Tugend das Gute im Guten. Durch diese drei ist der Kreis der Willensthätigkeit ausgefüllt, aber über diesen dreien steht das Heilige, und mit ihm gewinnen wir erst die höhere Potenz. Das Wahre im Heiligen ist die göttliche Gerechtigkeit, das Schöne im Heiligen die göttliche Liebe und das Gute im Heiligen die göttliche Gnade. Diese höchste Trias erfüllt erst die ächte Glaubenssphäre, und von diesem Gesichtspunkt aus muß das Evangelium beurtheilt werden.

§. 30.

Was wir positive Religion nennen, ist eben die durch die höchste Trias bestimmte besondere Richtung des Willens und Glaubens, welche den allgemeinen Vernunftbegriff und die sich selbst wissende Idee weit hinter sich zurückläßt. Darum übergeht das Evangelium alle speculative Sätze und hält sich an die einfachsten und allen Herzen sich anschmiegenden Lehren und Gleichnisse. Denn eben der wahre Glaube bildet sich, nicht wie die Vernunft ins Allgemeine, sondern ins Individuelle hinein, aber in einer höhern Sphäre, die über allen Kreisen der Speculation liegt. Die Elementar-Lehre einer höhern Welt fängt erst da an, wo die Vernunft mit allem ihrem Wissen zu Ende ist. Die höhere Welt der Offenbarung hat allerdings auch ihre koncrete Formen und Bilder, aber sie sind ins Heilige erhoben und nicht mehr Gegenstand des Denkens, Fühlens und Wollens, sondern nur des Glaubens und Schauens. Wenn das Evangelium zu den Sacramenten uns hinweist, so haben wir nichts vor uns, als die koncreten Formen: «Wasser, Brod und Wein», aber ins Heilige erhoben, sind sie doch unendlich mehr und haben eine Kraft, wovon weder ein Vernunft- noch Naturgesetz etwas weiß, die aber zuversichtlich der Glaube empfängt.

§. 31.

Wenn Hegel (s. Rechtsphilosophie S. 260) sagt: «Der Staat ist göttlicher Wille, als gegenwärtiger, sich «zur wirklichen Gestalt und Organisation einer Welt ent-

«faltender Geist», so entgegne ich: «der Staat ist pure Menschensatzung und hat nichts zu besorgen, als die Verwirklichung des Rechtsbegriffs, wie er in einen vollständigen Organismus der Gesetze und Institutionen übergeht, und sich zuletzt in dem Grundgesetz des Staats als sich objectivirende Vernunft mit dem allgemeinen Willen vereinigt und in dieser Einheit vollendet. Die göttliche Mitwirkung besteht blos darin, daß der Schöpfer dem menschlichen Geiste mit der Idee der Wahrheit auch die Idee des Rechts verliehen, ihre Entwicklung aber der freien Kraft der Völker und Individuen selbst überlassen hat — eine Lehre, deren Wahrheit noch nie stärker als in unserer Zeit hervortrat. Was wäre dieß für ein göttlicher Wille, der den Despotismus und Fanatismus — diese zwei welthistorischen Schandsäulen — Jahrtausende lang constituirte? Diese Erzeugnisse sehen dem satanischen Prinzip der Menschheit ähnlicher, als dem göttlichen.»

§. 32.

Wenn Hegel (eben daselbst) sagt: «Die Religion ist «das Verhältniß zum Absoluten in Form des Gefühls, «der Vorstellung, des Glaubens, und in ihrem Alles ent«haltenden Centrum ist Alles nur ein Accidentelles, auch «Verschwindendes», so zweifle ich zuerst, ob der Verfasser sich in diesem Satze selbst versteht? — Mir scheint das Wesen der christlichen Religion gerade darin zu liegen, daß sie kein Verhältniß zum Absoluten sucht, sondern, weil sie ein allgemeines Gut der Menschheit werden soll

und will, sich an die aller einzelsten und positivsten Sätze hält, um eben durch die Stärke dieser Positivität alle die speculativen Fictionen eines Weltgeistes gänzlich niederzuschlagen, weil sie zum Heil der Seele nicht nur nicht das Geringste beitragen, sondern, indem sie den menschlichen Wahn und Vernunftstolz aufrühren, den christlichen Tugenden unmittelbar Abbruch thun. — Form des Gefühls und der Vorstellung muß von der Form des Glaubens wohl unterschieden werden; denn leider ist der Glaube, wie ihn Christus verlangt, als Vertrauen und Kraft so sehr in den Menschen untergegangen, daß sie ihn mit Vorstellung und Gefühl in eine Masse gießen, während er über alle diese niedern Functionen der Seele hoch erhaben ist, und nur zum Behuf des praktischen Lebens sich in dieselbe niederläßt. Was aber der Verfasser unter dem Accidentellen, auch Verschwindenden in dem Alles enthaltenden Centrum der Religion versteht, dazu fehlt mir das Verständniß. Das Centrum der christlichen Religion ist Christus selbst in der Vereinigung der göttlichen und menschlichen Natur; — will Hegel ihn vielleicht in einen blos accidentellen Exponenten des Weltgeistes umwandeln, und daher die ihm für sich selbst gebührende Würde in einen verschwindenden Werth, d. h. in einen unendlich kleinen Bruch auflösen? Die Probe ist allerdings schon weit gediehen, und es fehlt nicht mehr viel, daß sich die dunkle Religion in die klare Wissenschaft, d. h. in die Hegelsche Encyklopädie auflöst. Was das Schicksal von Christus und dem Evangelium alsdann seyn wird, kön-

nen wir nicht wissen, doch glaube ich, der Verfasser werde erlauben, daß Ihm Christus wenigstens zur Folie diene.

§. 33.

Der Staat verhält sich demnach zur Kirche so, daß er ihr, zwar nicht auf materielle Weise, aber auf formelle untergeordnet ist. So gewiß Sittlichkeit und Religion über dem Recht und seinem äußern Gesetz stehen, so gewiß steht die Kirche, die das Reich der Liebe und Gnade in sich vereinigt oder vereinigen soll, über dem Staat. Auch der christliche Staat hat wie die christliche Gemeinde zur höchsten Positivität die Fülle der Offenbarung. Wenn der Monarch als solcher auf gleicher Höhe mit dem Gesetze steht, insofern er das Grundgesetz des Staats (Staatsvernunft) und den Befehl (ausübenden Willen) in sich vereinigt, so steht er dagegen unter dem Evangelium als dem göttlichen Gesetz, das vom König aller Könige und vom Herrn aller Herren gegeben ist. Daher sind die beiden Momente, welche Hegel für die Fürstengewalt aufstellt, nämlich das grundlose Selbst des Willens und die grundlose Existenz als Naturbestimmung auch völlig grundlose Annahmen. Der christliche Fürst steht unter einem ewigen Gesetzbuch, das anders gefaßt ist als das Staatsgrundgesetz, und wenn er in einer Hand den Scepter über sein Volk hinhält, so soll er die andere an sein Herz legen und zu dem aufschauen, dem er selbst unterthan ist.

§. 34.

Die Kirche ist ursprünglich nichts anders als das Or-

gan des Evangeliums zu Erweckung des religiösen Lebens der Gemeinde, so wie die Apostel nichts anders waren, als die Verkündiger desselben und die Institutoren frommer Gebräuche. Die Kirche ist demnach weder Selbstherrscherin noch Mitregentin, sondern Lehrerin und Verkünderin des Worts und Aufseherin über die Gebote und Gebräuche, die unmittelbar mit dem Evangelium in Verbindung stehen. In dieser Hinsicht hat der Staat nur ein negatives Recht — er darf nicht dulden, daß das ewige Gesetzbuch mit Menschensatzungen verunreinigt werde, welche dem politischen und bürgerlichen Wohl des Volkes entgegen stehen.

Von einer Einheit von Staat und Kirche kann in dem Sinne nie die Rede seyn, daß Einer sie beide herrschend umfaßte. Denn für die christliche Gemeinde giebt es nur Einen, und dieß ist der Erzhirte, wie ihn Petrus nennt (αρχιποιμὴν), mit welchem kein anderer die Herrschaft theilen kann. Er ist das absolute Haupt und von ihm sind alle Gemeinden nur Glieder.

Gedichte
von Justinus Kerner.

1.
Zuruf.

Jedweder trägt in sich den Tod,
Ist Außen noch so lust'ger Schein,
Heut wandelst du im Morgenroth
Und Morgen in der Schatten Pein.

Was klammerst du dich also fest,
O Mensch! an diese Welt, den Traum?
Laß' ab! laß' ab! eh' sie dich läßt;
Oft fällt die Frucht unreif vom Baum.

Ruf auf! ruf auf! den Geist, der tief
Als wie in eines Kerkers Nacht
Schon längst in deinem Innern schlief,
Auf daß er dir zum Heil erwacht.

Aus hartem Kieselsteine ist
Zu locken ird'schen Feuers Gluth;
O Mensch! wenn noch so hart du bist,
In dir ein Funke Gottes ruht.

Doch wie aus hartem Steine nur
Durch harten Schlag der Funke bricht,
Erfordert's Kampf mit der Natur,
Bis aus ihr bricht das Gotteslicht.

Schlag an! schlag an! wenn's weh auch thut
Dem Fleische, drinn der Funke ist,
Noch weher thut der Hölle Gluth
Mensch! wenn du nicht zu wecken bist.

2.

An * * * *

Bei Uebersendung der Geschichte der Seherin von Prevorst.

Ein Buch, verworfen von des Markts Gewimmel,
Weil's jenen, die hier niedre Lust entzündet,
Erstirbt die Hülle, keinen Sternenhimmel,
Nein! lange Nacht zu tiefer Reu' verkündet;

Ein Buch, drinn eines schwachen Weibes Reden
Der Starken Witz und weltverständ'ges Wesen,
Das Babel so sie bauen, droh'n zu tödten
Und daher auch ihr Zorn als sie's gelesen.

Das wag' ich Dir an's hohe Herz zu legen,
Dir, dem schon längst der äußre Schein verschwunden,
Dir, der Du hast, es zeugt's Dein Lied, dagegen
Im Innersten ein Morgenroth gefunden.

O nimm' es in Dein inneres geist'ges Leben
Mit all den Schmerzen, Thränen die's geboren,
Die nicht versteht die Welt in ihrem Streben,
Die Du verstehst, wie mir mein Geist geschworen!

3.

Der Kranke und die Stimme.

Der Kranke:

In schwerer Krankheit lieg' ich Armer
Und keine Seele leidet mit;
War schon, o göttlicher Erbarmer!
Ein Wesen das die Qualen litt?

Wie lieg' ich doch in Nacht verlassen:
Wie mich das harte Lager brennt!
O könnt ich Eines Hand nur fassen,
Der einen Trost für mich noch kennt!

Die Stimme:

Groß ist dein Schmerz, doch weiß ich Einen
Der mehr gelitten hat als du,
Da schliefen auch um ihn die Seinen,
Ihn aber floh des Schlafes Ruh.

Ein blut'ger Schweiß entquoll der Hülle
Als er im Garten lag im Fleh'n:
„Ist, Vater! es dein heil'ger Wille,
Laß diesen Kelch vorüber geh'n!"

Der Kranke:

Ach! mir im Haupte tobt unsäglich
Ein Schmerz durch Nerven und Gebein!
Und ist er einen Tag erträglich,
Steigt an dem andern nur die Pein.

Die Stimme:

Groß ist dein Schmerz! schmerzreicher stachen
Doch Jenen Dornen einst in's Haupt,
Er trug's, trug es als selbst mit Lachen
Sie ihn geschlagen und beraubt.

Der Kranke:

O könnt' ich doch mit Namen nennen
Die Qual die meine Brust durchzückt!
Qualvoll mag seyn der Hölle Brennen,
Qualvoller ist was hier mich drückt!

Die Stimme:

Qualvoll mag's seyn! doch tiefer brannte
Ein harter Speer den in die Brust,
Und Er, Er war der Gottgesandte
Und du bist Mensch voll sünd'ger Lust!

Der Kranke:

Es bohrt ein Schmerz durch meine Glieder,
Es lähmet sie ein eisern Band,
Und ach! die schreckenvollste Hyder
Ist meines Durstes heißer Brand!

Die Stimme:

Groß ist dein Schmerz in Füßen, Armen!
Doch größer wohl war Jenes Pein
Als sie ihm Nägel ohn' Erbarmen
Wild schlugen in die Glieder ein.

Groß ist dein Durst! doch stillt die Quelle
Krystall'nen Wassers dir den Brand,
Doch Seinem Durste bot die Hölle
Die Galle mit verruchter Hand.

Der Kranke:

Ha! quälender, denn Dürsten, Brennen,
Denn Gallentrank, denn Menschenspott,
Das ist im Innern mein Erkennen,
Daß ich verlassen bin von Gott.

Die Stimme:

Auch Jener litt vor seinem Ende
Den Geistesschmerz der dich zerreißt,
Doch sprach Er bald: „in deine Hände
„Befehl' ich, Vater! meinen Geist!"

Der Kranke:

Ha! innres Wort! hast überwunden!
Wie wird auf einmal leicht mein Herz!
Und was ich trag' sind andre Wunden,
Und was ich fühl' ist andrer Schmerz!

4.

Pfarrer Sauls Gesicht.

(Nach einer wahren Begebenheit).

Saul schuf sich Himmel, schuf sich Gott
Nach eignem buntem Dichten,
Die Wunder Jesu sind ihm Spott,
Ihm kindische Geschichten;
„Das Höchste,“ spricht er, „ist Verstand,
Der schlichte Glaube Kindertand.“

Umsonst der Gattin Rede strebt
Den Harten zu bekehren,
Sie spricht: „bald hab' ich ausgelebt,
Kurz wird der Traum noch währen,
Dann gebe Gott daß meine Leich'
Dich mache durch ein Zeichen weich.“

Bald ging sie ein in Gottes Ruh
Aus herbem Streit hienieden,
Er drückt ihr sanft die Augen zu
Und spricht: „wir sind geschieden!
Denn hin ist hin und todt ist todt,
So heißt das eiserne Gebot!“

Daß es so worden ist ihm arg,
Er geht in seinem Jammer,
Bevor man sie gelegt in Sarg,
In ihre Todtenkammer,
Er schaut sie an mit trübem Blick
Und fühlt in sich verlornes Glück.

Da richtet sich die Leich' empor,
Kreuzt auf der Brust die Arme,
Und aus dem kalten Mund hervor
Tönt's: „Gott sich dein erbarme!
Was du nicht glaubest, wahrlich ist:
Nur Seligkeit in Jesu Christ!"

Er hört's, ein Schauer packt ihn leis,
Er gehet bleich von hinnen,
In seiner Freunde bunten Kreis,
Doch spricht er da: „den Sinnen
Traut nicht, was ich erfahren, ist
Ein Blendwerk oder Weiberlist."

Er hat es nicht bekannt der Welt,
Doch wird fortan er stille,
Die äußere Gestalt zerfällt
Und als todt liegt die Hülle,
Da kreuzen seine Arme sich
Und stöhnt sein Mund: „ein Thor war ich!"

5.

Aufruf.

Zieht ihr auf unbetretnen Wegen
In noch so fernes Pilgerland,
Kasteyt ihr euren Leib mit Schlägen
Und trägt ihr härenes Gewand,

Könnt' ihr doch nimmer euch verhehlen,
Seyd ihr im Stillen euch bewußt,
Daß ihr mitträgt den Feind der Seelen
In Tiefen eurer eignen Brust.

Da steigt hinab den Kampf zu wagen!
Da, da beginnt die Pilgerfahrt!
Da gibt es einen Feind zu schlagen
Der längst schon eurer Seele harrt.

O mögen Außen noch so drücken
Euch Menschenfeinde ohne Zahl,
Laßt sie! und wollt nach Innen blicken
Dort wühlt ein Feind mit gift'gem Stahl.

Der sitzt im Fleische wohl verschanzet,
Die Lust zur Sünde ist sein Schild,
Verhüllt was Gott in euch gepflanzet,
O Schmerz! der Gottheit Ebenbild.

Der raubt euch eure einz'ge Wonne,
Den Retter den euch Gott gesandt,
Erlöscht in euch die geist'ge Sonne,
Nimmt euch den Glauben, gibt Verstand.

Auf zu den Waffen! den zu schlagen,
Die Kreuzesfahrt, die ist wohl schwer,
Doch werdet ihr den Sieg erjagen,
Drückt euch die ganze Welt nicht mehr.

Ein altes Lied

von Siegmund von Birken.

Viele streben, viel zu wissen,
Schlucken Witz mit großen Bissen
Wie dort Polyphem hinein.
Wenn man Licht sucht im Gehirne,
Und das Aug' an ihrer Stirne,
Wird es ausgegraben seyn.
Brillen auf der Nase stehen,
Larven sind es, was wir sehen.
Alles ist nur Wind und Wahn,
Wind, der uns als Blasen blähet;
Der, als einem Wetterhahn,
Das Gemüth im Eiteln drehet.

Die Gewohnheit uns regieret,
Die doch auf dem Kopfe führet
Den geohrten Midashut.
Meist wir nur, als wie die Affen,
Einer auf den andern gaffen,
Thun, was der und jener thut.
An der Menge wir uns spiegeln;
Und das Herze fest verriegeln
Vor der Wahrheit klarem Schein.
Nach dem Sitt, dem alten Gecken,
Wir das Leben richten ein,
In gewohnter Blindheit stecken.

Schnödes Geld man sucht durch Geizen,
Zorn muß uns mit Flammen heizen,
Stolz den Sinn auf Stelzen stellt.
Völlerei die Seel' ertränket,
Fleischeslust den Geist versenket,
Neid des Nächsten Glück anbellt.
Eselfaul ist man und träge,
Fortzugehn auf gutem Wege.
Dieses vielgeköpfte Thier
Lassen wir zur Höll' uns tragen,
Das von dannen kroch herfür,
Ach! wer kann es gnug beklagen!

Mensch! dich doch nicht so vernichte!
Kehre einwärts dein Gesichte!
Geh in dich, such dich in dir!
Ach! du mußt dich selber kennen,
Wenn man dich soll weise nennen;
In der Seel' wohnt deine Zier.
Hasse, was dein Wesen schändet,
Und verlasse, was dich blendet,
Die Gewohnheit und den Wahn!
Dich der Lasternacht entziehe,
Such', was dich erleuchten kann!
Seele! nach dem Himmel fliehe!

Verbesserungen.

Seite 3 statt Balken brechen, lies: Balken krachen.
« 4 « expensibles, lies: expansibles.
« 19, Aphor. 32 statt Verschiebung, lies: Vorschiebung.
« 26, « 57 « alle unsere Seyn, lies: alle unsere Sätze.
« 29, « 67 « hätte auch, lies: hätte euch.
« 32, » 75 « Coeffitienten, lies: Coëffizienten.
« 48, « 120 « Wir müssen nehmen, lies: Wir müssen annehmen.
« 51, « 130 « geworbenen, lies: gewobenen.
« 55, « 138 « Embryo, lies: Embryon.
« 56, « 140 « Sittengebräuche, lies: Sitten, Gebräuche.
« 62, « 152 « Polemik kann, lies: Polemik. Kann.
« 138, §. 12 statt: dem an uns für sich, lies: dem an und für sich.
« 142 statt: unter die unmögliche größere, lies: unter die unmöglichen Größen.

